



No. 12.

1900.

Zum Fall Millerand.

Von

Georg von Vollmar.

(Solensass.)

In der vorigen Nummer der Socialistischen Monatshefte haben David und Bernstein u. a. auch den Fall Millerand, die Resolution Kautsky und die damit zusammenhängenden Congressvorgänge einer Besprechung unterzogen, mit deren positiven Ergebnissen ich mich in allem wesentlichen einverstanden erklären kann. Indessen haben beide Verfasser die Darstellung der erwähnten Dinge, welche Kautsky im 2. Heft der Neuen Zeit gegeben hat, nur nebenbei erwähnt. Nach meiner Meinung macht aber der Aufsatz Kautskys sowohl wegen der Bedeutung der behandelten Fragen, als auch wegen der Art, wie er sie behandelt, und wegen der Behauptungen, welche er aufstellt, eine eingehendere Würdigung und Entgegnung dringend erforderlich. Zwar kommt dieselbe infolge der Erscheinungsweise der Socialistischen Monatshefte jetzt etwas spät; aber es ist ja dafür gesorgt, dass die behandelte Frage nicht so schnell veralten wird.

*

*

*

Zuerst eine einfache Feststellung.

Kautsky hat seiner mit Recht berühmt gewordenen Resolution nun nachträglich Motive hinzugefügt, die uns zeigen sollen, wie der Meister des Werkes dasselbe seinerseits verstanden wissen will. Das ist natürlich nur sein gutes Recht. Nur muss sich Kautsky darüber klar sein, dass seine Ausführungen lediglich eine persönliche Meinungsäußerung darstellen, die für uns anderen, die wir in Paris für seine Resolution gestimmt haben, durchaus nicht bindend ist und darum den Charakter der Abstimmung in keiner Weise zu verändern vermag. Nun behauptet Kautsky allerdings: er habe „allen Grund“, anzunehmen, dass „die entschiedene Mehrheit“ sowohl des internationalen wie des französischen Congresses — gleich ihm — durch ihre Zustimmung zur Resolution nichts weniger als eine Gutheißung des Falles Millerand habe aussprechen wollen, vielmehr der Ansicht gewesen sei, „dass Millerands Eintritt ins Ministerium ein Fehler war und sein Verbleiben darin ein Unglück für den französischen Socialismus geworden ist“. Es ist das aber eine ganz willkürliche Annahme, deren Berechtigung Kautsky unmöglich wird erweisen können.

Auf dem französischen Congress gab es zwei besondere Gelegenheiten, wo die Stellung desselben zur Frage Millerand zum Ausdruck kommen konnte. Zunächst der parlamentarische Bericht der Kammerfraction, welcher die Unterstützung des Cabinets Waldeck-Rousseau-Millerand rechtfertigte und, falls die Mehrheit des Congresses dieselbe missbilligt hätte, um so mehr Anlass zu einer entsprechenden Beschlussfassung bieten musste, als sich wegen dieser Stellungnahme der Fraction bekanntlich die vier guesdistischen Abgeordneten sowie einige Blanquisten und Mitglieder der Alliance communiste offen von der Fraction getrennt hatten. Aber der Bericht wurde mit grossem Beifall aufgenommen, und irgend welche Missbilligung desselben wurde nicht einmal beantragt. Sodann kam die Frage der Abstimmung der Abgeordneten in der bekannten Angelegenheit von Châlons, welche von Guesdisten und Blanquisten zur eigentlichen Entscheidung über den Fall Millerand zugespitzt worden war, und wegen deren dieselben seit Monaten unausgesetzt die „Brandmarkung“ der „ministeriellen“ Abgeordneten gefordert hatten. Der Congress war aber so wenig gewillt, die Auffassung Guesdes und Vaillants zu teilen, dass er nicht nur den Superlativ der „flétrissure“ verwarf, sondern selbst die leichteste Art der Missbilligung ablehnte. Irgend einen weiteren Beschluss über den Fall Millerand zu fassen, hielt der Congress nicht für nötig, obwohl dieser Fall neben der Einigung der Partei den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildete. Aber gerade dieser Umstand, sowie der Verlauf des ganzen Congresses, der mit einem offenkundigen bedeutenden Erfolg Jaurès' und seiner Freunde und mit einer eclatanten Niederlage der Guesdisten endigte, zeigten am deutlichsten, wie die Mehrheit des Congresses in Bezug auf den Fall Millerand dachte.

Und wie lagen die Dinge auf dem internationalen Congress? Kautsky citiert Vandervelde und Adler. Es ist wahr, dass ersterer, nachdem er — im Unterschied zu Kautsky — den moralischen und geistigen Eigenschaften Millerands und dem Wert von dessen Reformen alle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, gleichwohl der Ansicht Ausdruck gab, dass der Eintritt in die Regierung ein Fehler gewesen sei. Aber ganz abgesehen davon, dass Vandervelde als Referent mit dem offensichtlichen Bestreben sprach, bald dem einen und bald dem anderen Teil ein Zugeständnis zu machen, um beide einander näher zu bringen, ist es nicht minder wahr, dass nach Vandervelde sein Landsmann Anseele sich in der rückhaltlosesten Weise für die Berechtigung und Nützlichkeit der Ministerschaft Millerands aussprach und dafür die laute Zustimmung von den Bänken der belgischen Vertreter empfing. Dass Adler sich in Paris über diese Frage geäußert hätte, ist mir im Augenblick nicht erinnerlich, und ich finde auch in dem kürzlich erschienenen abgekürzten Protokoll nichts davon. Indessen ist mir allerdings aus der Wiener Arbeiter-Zeitung bekannt, dass Adler sich in der von Kautsky angegebenen Richtung ausgesprochen hat. Aber Adler ist nicht die ganze österreichische Partei, ich habe in der Wiener Arbeiter-Zeitung auch schon verschiedene Äusserungen gefunden, die weit weniger absprechend, ja teilweise recht sympathisch für Millerand lauteten. Und alsbald nach dem Congress hat Ellenbogen in einer Wiener Versammlung sich in einer Weise ausgesprochen, die der Auffassung Adlers

gerade entgegengesetzt war, ohne dadurch in der Versammlung oder in der Parteipresse irgend einen Widerspruch hervorzurufen. Von den Italienern ist Ferri als Minderheitsreferent für den Antrag Guesde eingetreten, der die Teilnahme von Socialisten an bürgerlichen Regierungen ein für allemal grundsätzlich verbieten wollte. Aber erstlich konnte Costa widerspruchslos feststellen, dass Ferri nur eine Minderheit der Italiener vertrete; und sodann hat Ferri kürzlich in Mantua selbst die Forderung aufgestellt, dass, wenn die Regierung ehrliche Reformen wolle, sie „die Voiksparteien bis zur Socialdemokratie ans Ruder rufen möge“, so dass demnach Ferri sich die Sache doch noch mal überlegt zu haben scheint. Ueber die Meinung der Engländer ist mir nichts weiter bekarnt, als die Art, wie sie die Reden Jaurès' einerseits, sowie diejenigen Guesdes und Vaillants andererseits aufgenommen haben, und diese macht mir eine Uebereinstimmung mit Kautsky nicht sehr wahrscheinlich. Was endlich die Deutschen anlangt, so konnte und kann kein Zweifel darüber bestehen, dass das, was Auer sagte, der getreue Ausdruck der Meinung der deutschen Vertretung in ihrer erdrückenden Mehrheit gewesen ist; auf Auer aber wird sich Kautsky für seine Ansicht doch wohl kaum berufen wollen. Und dass die Meinung unserer Pariser Delegierten nicht etwa allein steht innerhalb der Partei, das ist am besten aus der Haltung unserer Parteipresse zu ersehen. Abfällige Urteile über Millerands Rolle sind eine ziemliche Seltenheit, solche in Kautskys gereizt-absprechender Manier aber so gut wie unbekannt; man müsste denn die Parvussche Weltpolitik-Correspondenz mitrechnen, die vor ein paar Wochen zwei fulminante Aufsätze über Millerand, Châlons und Possibilismus brachte, die aber meines Wissens nur in einem einzigen Parteiblatt Aufnahme fanden. Dagegen sind sowohl vor wie nach dem Congress, namentlich gelegentlich der einzelnen Handlungen Millerands zustimmende Artikel in grosser Zahl erschienen, so dass nicht zweifelhaft scheint, wohin die Parteimeinung neigt. Die Behauptung, dass der Standpunct, den Kautsky nun hinterher vertritt, von der „entschiedenen Mehrheit“ der Congresses geteilt worden sei, entspricht demnach nicht den Thatsachen. Was diese Mehrheit in Wirklichkeit gethan hat, das ist, dass sie dem Wortlaut der Resolution Kautsky trotz alles Schreiens und Tobens der Guesdisten und Blanquisten ihre Zustimmung gab und damit den Standpunct der abgesagten Gegner Millerands ablehnte. Kautsky muss ja selbst anerkennen, dass die Annahme seiner Resolution „als ein Sieg Millerands“ erschien und dass die internationalen Sympathieen für den Parti ouvrier erheblich abgekühlt wurden.“ Aber dass die Guedisten so handeln würden, wie sie gethan, könnte und müsste Kautsky doch vorher wissen; und wenn er demnach jenen „Schein“ vermeiden und in der Sache selbst Guesde recht geben wollte, dann hätte er eben seiner Resolution eine andere Fassung geben müssen. Aber Kautsky wird sich wohl bewusst gewesen sein, dass sie dann kaum auf eine Annahme zu rechnen gehabt hätte.

Was wird nun für die Behauptung von der Unnötigkeit, Unzulässigkeit und Schädlichkeit der Beteiligung des französischen Socialismus an der „Regierung der republikanischen Verteidigung“ angeführt?

Zunächst wird bestritten, dass die behauptete und von der Resolution Kautsky als Bedingung für den Eintritt eines einzelnen Socialisten in eine bürgerliche Regierung angeführte Zwangslage vorhanden gewesen sei.

Für die Guesdisten — die ja für Kautsky den Mittelpunkt des ganzen französischen Socialismus bilden, um den sich alles drehen und nach deren Willen sich alles richten soll — lag diese Frage freilich einfach genug. Als die Dreyfus-Angelegenheit in Gang kam und die ganze gebildete Welt in Erregung brachte, da blieben Guesde und seine Freunde allein kühl bis ans Herz und behaupteten mit den Nationalisten, Antisemiten, Klericalen und Monarchisten um die Wette, dass es eine „Affaire“ überhaupt nicht gebe, dass das ganze nichts als eine Mache der reichen Juden sei, und dass es in ganz Frankreich nicht hundert Arbeiter gebe, die sich um diese Sache bekümmerten. Bestenfalls gehe die ganze Geschichte lediglich das Bürgertum an und könne den Arbeitern höchst gleichgiltig sein. Sogar als die Bewegung sich mit der Zeit zu einer allgemeinen Staatskrise auswuchs, als die mit dem Gelde der Reaction organisierten und von der Pariser Polizei unterstützten Strassenkundgebungen begannen, als jeder, der „Hoch die Sociale!“ oder auch nur „Hoch die Republik!“ rief, niedergeschlagen wurde, und als schliesslich jeder sehen musste, worauf die Reaction ausging, — auch da noch gefielen sich die Guesdisten in ihrer Gleichgiltigkeit. Denn als im Generalcomité der vereinigten Fractionen gefordert ward, dass angesichts der steigenden Gefahr die Socialisten sich endlich erheben und die Initiative zu antinationalistischen Strassenkundgebungen ergreifen sollten, da ward der Antrag von den Guesdisten und ihren Gesinnungsgenossen bekämpft und abgelehnt; wollte man doch nicht in den schrecklichen Verdacht kommen, als ob man die mit den Staatsstreichlern ringende Regierung unterstützte. Freilich hatten doch nicht alle Freunde Guesdes das nötige Verständnis für diese sublimen Politik des thatenlosen Zuschauens, und schliesslich wurde der Drang, im Verein mit den anderen socialistischen Organisationen der öffentlichen Gefahr entgegenzuwirken, so gross, dass Guesde, wenn er nicht völlig beiseite geschoben werden wollte, aus der Not eine Tugend machen und wenigstens für den Augenblick nachgeben musste. Und so geschah es denn, dass derselbe Guesde eines Tages auch seinerseits die längst offenbare Gefahr entdeckte und alle Socialisten zur Bildung eines Wachsamkeitsausschusses einlud, der sich für alle Möglichkeiten des drohenden Staatsstreiches bereit halten sollte. Und dies war nicht die einzige Handlung, durch welche die Freunde Guesdes anerkannten, dass die Republik thatsächlich in Gefahr sei. Als man sich am Tage von Longchamp auf einen Streich der Nationalisten gefasst machen musste, da zogen mit Jaurès und seinen Freunden auch Vaillant und die Seinigen hinaus und stellten sich unter der Tribüne des Präsidenten der Republik auf, um diesen — den bürgerlichen Präsidenten! — gegen die Reaction zu schützen, welche die Polizei, das Heer, die Strasse und einen Teil der Regierung (Ministerium Dupuis) selbst beherrschte. Als dann kurz vor dem Sturz des Ministeriums Brisson der Kriegsminister Chanoine verräterischerweise auf offener Tribüne seine vorher mit Deroulède vereinbarte Entlassung gab, da hielten alle Republikaner dies für den Beginn des Staatsstreiches. Unmittelbar nach der Kammersitzung versammelten sich

alle Fractionen der Linken, um einen Wachsamkeits- und Widerstandsausschuss einzusetzen; und die socialistische Fraction beschloss einstimmig, sich an der Bildung dieses Ausschusses zu beteiligen, obwohl ihre Vertreter darin u. a. an die Seite des verhassten und reactionären Méline kamen. Man sollte denken, dass die Gefahr wahrlich ernst genug erscheinen musste, um den Socialisten aller Schattierungen eine solch „compromittierende Nachbarschaft und Mitarbeiterschaft“ — ein Lieblingsausdruck der Guesdisten, wenn sie Millerand und seine Freunde für alle wirklichen oder angeblichen Sünden der Regierung verantwortlich machen wollen — annehmbar zu machen. Alles dies hinderte jedoch Guesde und seine Freunde keineswegs, nachdem die grösste Gefahr kaum vorbei und die Verteidigung der Republik aus dem Grössten kaum heraus war, dieser in und ausser dem Parlament zur Freude der Staatsstreicher unausgesetzt Prügel in den Weg zu werfen, alsbald das Bestehen einer Gefahr für die Republik abermals zu leugnen und schliesslich, wieder ganz in ihre kurzsichtige Doctrin von der Gleichgiltigkeit der politischen Formen und einer bis zum Stumpfsinn engen Auffassung des Classenkampfes zurückfallend, frischweg das berühmte Stichwort auszugeben: dass es für die Arbeiter ganz gleichgiltig sei, ob sich ein Loubet oder ein Wilhelm am Ruder befinde!

Ich weiss freilich, dass Kautsky diesen Standpunct nicht teilt, sondern im Gegenteil anerkennt, dass in der That eine dringende Gefahr für die Republik bestanden hat, und dass an der Rettung der letzteren die Arbeiterclassen und der Socialismus aufs höchste interessiert waren. Ist es doch Kautsky selbst gewesen, der im Vorjahr die Abstentionspolitik Guesdes auf das empfindlichste verurteilte, indem er in einem Briefe an Jaurès diesem die tiefste Verwunderung für die unvergleichliche Art aussprach, in welcher dieser „die Ehre des französischen Socialismus in der Dreyfus-Angelegenheit gerettet“ habe, und dann fortfuhr: „Ich kann mir keine verhängnisvollere Haltung für eine kämpfende Classe denken, als in einer Krisis neutral zu verharren, die eine ganze Nation aufwühlt; ich kann mir keine vernichtendere Haltung für eine Partei socialer Wiedergeburt denken, als gleichgiltig in einer Rechtsfrage zu bleiben, keinen Fehler, der unverzeihlicher bei Demokraten wäre, als Unschlüssigkeit gegenüber der Soldateska.“ Heute freilich, wo Kautsky mit Bedauern die rapide Verringerung der einstigen Sympathieen für die Guesdisten infolge des unqualificierbaren Gebahrens derselben, dessen Zeugen wir auf beiden Pariser Congressen gewesen sind, sehen muss und den alten Freunden so viel als möglich seinen Schutz angedeihen lassen möchte, — heute findet Kautsky an den Guesdisten milde nur mehr „einzelne taktische Fehler“ auszusetzen, die aber durch grosse Verdienste um Propaganda und Organisation aufgewogen wurden. Ich will nicht bestreiten, dass sich Guesde und seine Freunde früher in der That solche erworben haben, obschon dieser Lichtseite auch damals schon nicht unerhebliche Schattenseiten gegenüberstanden. Aber auf keinen Fall können irgendwelche Verdienste einen Freibrief für Verkehrtheiten solcher Qualität und Quantität geben, wie sie die Guesdisten seitdem begangen haben. Denn was nützt es, durch Propaganda für eine Partei zu wirken, wenn diese durch einen unheilbaren Doctrinarismus, durch den Cult der revolutionären Phrase und

durch eine Politik der Persönlichkeiten mit politischer Unfruchtbarkeit geschlagen wird und so in entscheidenden Augenblicken eine derart „unverzeihliche“ Unfähigkeit an den Tag legt, dass, wenn die Gesamtpartei den Guesdisten gefolgt wäre, der französische Socialismus dadurch einen kaum je mehr gutzumachenden Schlag erhalten hätte? Und was nützt es, eine Gruppe zu organisieren, wenn man dann nachher nichts Besseres zu thun weiss, als die Einigung der Partei durch Unduldsamkeit, Scandal und Obstruction aufzuhalten und, wenn man es trotz alledem nicht fertig bringt, ihr seinen Willen aufzuzwingen, sie lieber offen zu sprengen sucht? Anstatt dem alten Hochmut und Eigensinn der Guesdisten gegenüber der Mehrheit der französischen Socialisten, die auf ihrem Pariser Congress die lang-ersehnte Einigung beschlossen und dieselbe in Bälde durchzuführen den besten Willen haben, durch übel angebrachte Complimente und Entschuldigungen neue Nahrung zu geben, wäre es wahrlich besser, den Leuten in allem Ernst zu sagen, dass es für sie jetzt nur eines zu thun giebt: ihren Separatismus aufzugeben und an der Bildung der einheitlichen französischen Socialdemokratie mitzuwirken.

Also Kautsky giebt zu, dass eine Gefahr vorhanden war. Aber seines Erachtens ist „bisher nicht der Nachweis“ erbracht worden, dass der Eintritt Millerands notwendig gewesen sei, um die Republik zu retten; vielmehr meint er, hätte dies durch die einfache Unterstützung einer radicalen Regierung ganz ebenso geschehen können. Mir scheint, dass diejenigen, welche so urteilen, die Geschichte der Entstehung des Cabinets Waldeck-Rousseau nicht hinreichend kennen. Es hat nämlich hierbei einen Augenblick gegeben, wo die Kautsky so wünschenswert erschienene Bildung einer Regierung ohne Teilnahme des Socialismus eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu haben schien. Einige Republikaner, die Waldeck-Rousseau für sein Cabinet ins Auge gefasst hatte, vermochten den entscheidlichen Gedanken einer Beteiligung des Socialismus an der Staatsgewalt gar nicht zu fassen und widersetzten sich demselben so lebhaft, dass Waldeck-Rousseau zurückwich. Aber er bemerkte bald, dass man ihn nach rechts zu drängen suchte, und dass ihm die Mitarbeiterschaft von Elementen aufgenötigt worden wäre, die mit dem noch einflussreichen Nationalismus liebäugelten, kurz, dass die Republik, wenn sie sich nicht offen an den Socialismus wende und mit der lebendigen Kraft der Arbeiterclassen verbinde, unaufhaltsam dem Staatsstreich entgegentreiben müsse. Nach zwei Tagen der Unsicherheit und des Tastens war sich Waldeck-Rousseau darüber im reinen, dass jede Combination, an welcher der Socialismus keinen Anteil habe, die Aufgabe einer wirksamen Verteidigung der Republik nicht erfüllen könne und demnach für ihn ausgeschlossen sei. Und so war denn die Frage nicht mehr die, ob ein entschieden republikanisches Cabinet Waldeck-Rousseau mit oder ohne Millerand zu bilden sei, sondern es stand lediglich die Wahl frei zwischen einem Cabinet Waldeck-Rousseau mit Millerand oder dem Rücktritt Waldeck-Rousseaus und den Gefahren einer Fortdauer der Regierungskrise ins Ungewisse, auf welche die Cäsarianer ihre Hoffnung setzten. Gewiss war die zu treffende Entscheidung sowohl angesichts der Verantwortung, welche der Socialismus

durch sein Eintreten in eine ihrer Mehrheit nach bürgerliche Regierung übernahm, als auch mit Rücksicht auf die überaus schwierige Aufgabe ihres Vertreters in derselben keine ganz leichte. Aber in der gegebenen Zwangslage konnte sie sowohl im Interesse der demokratischen Einrichtungen des Landes wie in dem der Arbeiterklasse und des Socialismus nach meiner Ueberzeugung gar nicht anders fallen, als sie gefallen ist.

Nun wiederholt Kautsky den oft gehörten Vorwurf, dass Millerand bei seinem Eintritt in die Regierung eigenmächtig gehandelt habe, nicht nur im allgemeinen, sondern präzisiert ihn mit aller Schärfe. „That- sächlich befragte Millerand weder eine der fünf grossen Organisationen der französischen Socialisten, noch das Comité der socialistischen Ver- ständigung, noch die socialistische Fraction der Kammer.“ Also: sowie Millerand jetzt sich untersteht, gegen das Verlangen der guesdistisch- blanquistischen Minderheit „hartnäckig an seinem Posten zu kleben“, so hat er seine Laufbahn damit begonnen, ohne jede Rücksicht auf die Partei „unbotmässig“, rein nach eigenem Gutdünken zu handeln.

Es ist selbstverständlich, dass Kautsky diese Aufstellung in gutem Glauben wiederholt; aber darum ist es nicht minder bedauerlich, dass er sich durch einen Mangel an Vorsicht bei Benutzung seiner Informationen, der ihm nicht hätte geschehen sollen, zum Verbreiter einer Behauptung gemacht hat, die thatsächlich unwahr ist. Ich habe mich in Paris sehr eingehend über die Sache erkundigt und mir von allerbest unterrichteter Seite einen genauen Bericht von dem Hergang des Eintritts Millerands ins Ministerium geben lassen, den keiner der Beteiligten bestreiten werde, und den ich um dessen willen etwas ausführlich wiedergebe, weil der in Frage stehende Punct in der That eine hervorragende Bedeutung beanspruchen kann.

Sobald Millerand das erste Angebot zum Eintritt in ein zu bildendes Cabinet Waldeck-Rousseau erhalten hatte, liess er sofort durch die persönliche Vermittlung von Jaurès Mitteilung an die Genossen Dubreuilh (von der socialistisch-revolutionären Partei) und Farjat (von der guesdistischen Arbeiterpartei) zur schleunigen Berichterstattung an deren Organisationen machen. In der folgenden Nummer der Petite République forderte dann Jaurès die socialistische Kammerfraction zum sofortigen Zusammentritt auf, der auch am folgenden Tage stattfand. In dieser Sitzung erschien Millerand, legte die Situation dar, berichtete über das ihm gemachte Angebot wie über die Unterbrechung der Verhandlungen und richtete hierauf an seine Collegen die präzise Frage: was er, falls im Verlaufe der Krise das Angebot erneuert würde, antworten solle. Nicht ein einziger der socialistischen Abgeordneten riet Millerand, dass er ablehnen möge. Vaillant und dessen Freund Sembat drückten Millerand ihre volle Sympathie aus und erklärten ihm, dass sie ihm von ganzem Herzen in den neuen Kampf folgen würden; indessen hielten sie es im Parteinteresse für besser, dass ein officieller Beschluss in dieser Sache nicht gefasst werde. Der Marseiller Abgeordnete Cadenat (zu jener Zeit Mitglied der guesdistischen Arbeiterpartei) widersprach der vorgeschlagenen Unterlassung eines officiellen Beschlusses. Da alle Mitglieder der

Fraction individuell der Annahme des Angebotes günstig gesinnt seien, warum sollten sie dieser ihrer Ansicht nicht durch einen gemeinsamen Beschluss Ausdruck geben? Millerand werde schweren Angriffen ausgesetzt sein, und es würde nicht richtig gehandelt und ein Mangel an Mut sein, wenn die Fraction Millerand die Verantwortung für eine Handlung überliesse, gegen die doch keiner der Abgeordneten etwas einzuwenden habe. Und Cadenat schlug vor, dass die Fraction durch einen Beschluss den Eintritt Millerands in die Regierung ausdrücklich billigen solle. Allein Vaillant und Sembat blieben dabei, dass es wegen des Mangels einer organischen Einheit der Partei besser sei, keinen Beschluss zu fassen, wiederholten jedoch, dass sie Millerand auf das wohlwollendste unterstützen würden. Angesichts dessen schloss Millerand: dass, nachdem mehrere Collegen es vorzögen, die Partei durch seine Teilnahme an der Regierungsgewalt nicht officiell zu engagieren, er dann die Verantwortung persönlich übernehmen wolle. Eine Stunde nachher erfolgte — nachdem die Krise den oben geschilderten Verlauf genommen hatte — das zweite Angebot an Millerand, und noch am gleichen Abend war die Regierung der republikanischen Verteidigung gebildet.

Mithin ist so ziemlich das gerade Gegenteil der von Kautsky angeführten Behauptung richtig. Millerand hat nach erfolgtem Angebot gerade die beiden jetzt opponierenden Organisationen zuerst benachrichtigt, so dass diese ihre Abgeordneten instruieren konnten. Und ferner hat Millerand die Kammerfraction in aller Form befragt. Das einzige Wahre an den erhobenen Einwänden ist, dass die Fraction ihrer sachlichen Zustimmung nicht in einem förmlichen Beschluss Ausdruck gegeben hat. Das ist gewiss bedauerlich, und in einer wohlorganisierten Partei wäre dergleichen wohl auch nicht geschehen; aber eine solche Partei war eben in Frankreich leider nicht vorhanden. Und da in der Sache selbst über die Meinung der Fraction kein Zweifel sein konnte, so hat die gerügte Unterlassung mehr den Charakter einer Formsache. Will man aber schon um jeden Preis eine Anklage erheben, so wäre dieselbe viel mehr gegen die Gesamtheit der socialistischen Fraction — einschliesslich der jetzt opponierenden Elemente — als gegen Millerand zu richten.

Es entsteht nun die Frage: Was hat die Teilnahme eines Socialisten an der Regierung genützt? Welche Rolle spielt Millerand im Cabinet, und welches ist sein Werk?

Ueber die rein politischen Erfolge, welche unter der Regierung Waldeck-Rousseau für Frankreich erzielt worden sind, erscheint mir ein Streit kaum möglich. Gewiss könnte man sich gar manches und sogar recht vieles anders gemacht wünschen. Man kann anführen: dass die „Affaire“ noch keineswegs nach Recht und Gerechtigkeit erledigt ist, indem weder das an dem Angeklagten und seinen Verteidigern begangene Unrecht, noch die Schändlichkeit der Militairpartei eine ausgiebige Sühne gefunden hat; dass der Sieg über die Staatsstreicher nicht nachdrücklicher zur Unschädlichmachung der Reaction benützt worden ist; dass das Heer trotz aller anzuerkennenden Massregeln zu seiner Unterwerfung immer noch eine Stellung einnimmt, welche früher oder später noch mal

bedrohlich werden kann; dass auch ausserdem noch viele undemokratische und daher den Fortschritt der Demokratie immer wieder gefährdende Elemente — Einrichtungen und Personen — im Staatskörper übriggeblieben sind u. s. w. Und keinem Socialisten wird es einfallen, die Verhältnisse Frankreichs nach den fünfviertel Jahren der jetzigen Regierung irgendwie für mustergiltig zu halten. Aber konnte man denn im Ernst denken, dass die Herbeiführung eines solchen Idealzustandes irgend jemandem möglich gewesen wäre? Schien denn die Lage, welche das Ministerium Waldeck-Rousseau bei seinem Amtsantritt vorfand, nicht fast aussichtslos? Der Staatsstreich vor der Thür; ein grosser Teil der Machtmittel des Staates, vor allem das Heer, in den Händen der cäsaristischen Verschwörer; die Behörden mit reactionären und unzuverlässigen Elementen angefüllt; Paris im Besitz der Nationalisten; das Volk durch eine systematische Verhetzung aufs äusserste erregt und zweifellos nicht auf seiten der neuen Regierung! Wer sich all das vergegenwärtigt, der wird, meine ich, im grossen ganzen nur Anerkennung haben können für die Thatkraft und das Geschick, mit welchen das Ministerium die Ränke der Reaction zu vereiteln und die dem Untergang nahegewesene Republik durch den Sturm in ruhigere Gewässer zu steuern gewusst hat, die Aussicht auf eine günstigere Weiterfahrt bieten. Dass aber dieses für die ganze culturelle Entwicklung des Landes bedeutsame Werk unter der entscheidenden Mitwirkung der Arbeiterklasse, des Socialismus und seines Vertreters in der Regierung erfolgt ist, das bildet nach meiner Ansicht einen Beweis für die Reife des politischen Verständnisses und einen Ruhmestitel für den ausschlaggebenden Teil des französischen Socialismus, an dem auch die Socialisten in den anderen Ländern sich freuen und teilnehmen dürfen.

* * *

Aber damit sind die errungenen Vorteile keineswegs erschöpft. Und es erscheint mir sehr eigentümlich, dass Kautsky, nachdem er in seinem Requisitorium gegen Millerand auch nicht des kleinsten Punctes vergessen hat, den er ihm möglicherweise ankreiden konnte, es mit seiner Gewissenhaftigkeit vereinbar findet, auch nicht ein Wort über die speciellé Thätigkeit des von ihm Angeklagten auf dem Gebiete der socialen Reformen zu verlieren. Denn es müsste doch dem Socialisten viel näher liegen, Handlungen auf diesem Gebiet zu sehr in den Vordergrund zu stellen, als dass er sie wie eine gleichgiltige Sache mit Schweigen übergehen dürfte. Clara Zetkin, die sich in einer Berliner Versammlung ebenso verhalten hat, meinte dies damit begründen zu können, dass das, „was Millerand als Minister im Interesse socialer Bestrebungen gethan oder unterlassen hat, bei Beurteilung der Folgen, welche seine Ministerschaft auf die Action der socialistischen Fraktionen gehabt hat, vollständig ausscheidet.“ Also, nachdem man Millerand möglichst schuldbelastet und ihm schliesslich selbst die Qualität eines Socialisten „in unserm Sinn“ aberkannt hat, will man ihm kurzweg das Recht absprechen, gerade diejenigen Handlungen, welche der offenkundigste Ausdruck seiner socialistischen Gesinnung sind, für sich zeugen zu lassen. In der That, bequemer kann man sich's nicht machen! Da wäre es schon fast gerade so gut, gleich den fanatischsten Guesdisten frischweg zu behaupten, dass das unter Millerands Ministerschaft

Geschehene für die Arbeiterclassenicht nur ganz bedeutungslos sei, sondern dass diese — ein Beschluss des Guesdistencongresses von Caudry führt das in dramatisch belebter Sprache über anderthalb Dutzend Zeilen hinweg aus — noch niemals so schlecht behandelt worden sei, wie unter der Regierung Waldeck-Rousseau-Millerand, der am meisten capitalistischen und arbeiterfeindlichen Regierung, die Frankreich jemals besessen habe . . .

Solchen Dingen gegenüber halte ich es doch für nicht mehr wie billig und auch für sachlich geboten, die Thätigkeit Millerands auf dem socialpolitischen Gebiet durch einige Thatsachen zu beleuchten.

Mit der gesetzlichen Beschränkung des Arbeitstages stand es in Frankreich sehr schlecht. Zwar fehlte es nicht an Vorschriften. Aber infolge der Verschiedenheit derselben für Männer, Frauen, Jugendliche und Kinder; infolge der dadurch sowie durch die Künste der Unternehmer — besonders durch das System der relais oder équipes volantes — erschwerten Ueberwachung; sowie endlich infolge der „tiefen Unkenntnis des kämpfenden Proletariats in Bezug auf die Arbeitergesetzgebung und seiner unbegreiflichen Interessellosigkeit in Bezug auf deren Anwendung“ (Lagardelle) waren diese Bestimmungen völlig toter Buchstabe geblieben. Während die Kinder zehn Stunden arbeiten sollten, arbeiteten sie in Wirklichkeit 12, 14, ja 17 Stunden; in den letzten Jahren bildete sich in den meisten Industrien eine elfstündige Arbeitszeit heraus. Die Männer arbeiteten gleichfalls 12, 14, 16, ja selbst bis zu 24 Stunden. Ein alsbald von Millerand ausgearbeitetes und bereits in Kraft befindliches Gesetz führte nun für alle Arbeiter in gemischten Betrieben einen gleichheitlichen Normalarbeitstag ein, der für das Uebergangsstadium 1899 bis 1901 elf, von 1901 bis 1903 10 $\frac{1}{2}$ Stunden beträgt; von 1903 an wird Frankreich den zehnstündigen Arbeitstag haben. Durch eine Verordnung über die Ausführung der öffentlichen Arbeiten ist die Aufnahme eines Normalarbeitstages und eines Normallohnes in alle Bedingnishefte vorgeschrieben, so dass die Arbeiter von dem Belieben des Unternehmers unabhängig gemacht sind. Steigt der ortsübliche Lohn, so muss der Unternehmer den Lohn der Arbeiter auf deren Verlangen erhöhen; wird der festgesetzte Lohn nicht bezahlt, so wird dem Unternehmer der entsprechende Betrag von der ihm für die Arbeitsausführung zustehenden Summe abgezogen und von der Behörde unmittelbar an die Arbeiter ausbezahlt. Ausserdem kann der die Arbeitsbedingungen nicht einhaltende Unternehmer von jeder weiteren Ausführung öffentlicher Arbeiten ausgeschlossen werden; die Accorarbeit ist verboten. In den direct unter Millerand (als Minister der Posten und Telegraphen) stehenden Constructionswerkstätten ist der achtstündige Arbeitstag eingeführt. Die Kosten der Haftpflichtversicherung gegen Unfälle, welche bisher grossenteils auf die Arbeiter abgewälzt wurden, müssen jetzt ausschliesslich von den Unternehmern getragen werden.

Ganz besondere Fürsorge wendete Millerand der Organisation der Arbeiter zu, indem er den Gewerkschaften eine sich immer weiter ausdehnende sociale Rolle zuwies und sie zur staatlich anerkannten und mit administrativen Befugnissen ausgerüsteten Vertretung der Arbeiter im Kampfe mit dem Unternehmertum machte.

Die Arbeitsbörsen, eine Art von örtlichen Gewerkschaftskartellen, welche sich hauptsächlich mit dem Arbeitsnachweis befassen, daneben aber auch allgemeine und fachliche Bildungszwecke verfolgen sowie der Gewerkschaftsbewegung ihre Räume zur Verfügung stellen, und die hierfür öffentliche Subventionen beziehen — zuletzt 560000 Francs, wovon 182000 Francs auf Paris fallen — wurden von der Vormundschaft der Präfecten befreit und den Arbeitern zur ausschliesslichen Verwaltung übergeben. Der neu-eingerichtete centralisierte Arbeitsnachweis für das ganze Land wird auf der Grundlage der Nachrichten der Gewerkschaften und Arbeitsbörsen functionieren und dadurch den Arbeitern einen bedeutenden Einfluss gewähren. Die Gewerkschaften haben unmittelbaren Anteil an der Ueberwachung der Ausführung der Arbeiterschutzgesetze erhalten, indem die Gewerbeinspectoren durch Millerand verpflichtet worden sind, alle durch die Gewerkschaften ihnen mitgetheilten Missbräuche in den Werkstätten schleunig zu untersuchen. Zur geregelten Vertretung der ökonomischen Interessen der Arbeiterclassen sind Arbeitskammern eingeführt worden, welche im Wesentlichen dem wiederholt eingebrachten, aber abgelehnten Vorschlag unserer Reichstagsfraction entsprechen. Sie geben ihr Urtheil über alle Arbeiterfragen ab, erheben die bestehenden Lohnhöhen und Arbeitszeiten, untersuchen die Gründe eintretenden Arbeitsmangels sowie der Entstehung von Arbeitseinstellungen, machen Vorschläge zu deren Beseitigung und erstatten Jahresberichte über den Stand des Arbeiterschutzes. Die Arbeitskammern und deren örtliche Sectionen setzen sich zu gleichen Theilen aus Arbeitern und Unternehmern zusammen, wobei alle über fünf und zwanzig Jahre alten Franzosen ohne Unterschied des Geschlechts das Wahlrecht zusteht, so weit sie den Berufsorganisationen angehören. Durch diese Massregel ist die Organisation, die Grundbedingung des Classenkampfes und Voraussetzung einer socialen Neuordnung, welche das sichere Mittel zur wirksamen Durchführung der bestehenden wie zur Erringung neuer Gesetze und Einrichtungen im Interesse der Arbeiterclassen in deren eigene Hand giebt, zwar nicht formell vorgeschrieben, aber doch für jeden Arbeiter, der bei der Ordnung seiner Angelegenheiten etwas mitreden will, thatsächlich obligatorisch gemacht. Ueber den Arbeitskammern steht der von Millerand neuorganisierte Oberste Arbeitsrat, dessen Aufgabe das Studium der gesamten Arbeitsverhältnisse, die Veranstaltung von Untersuchungen über dieselben und die Vorbereitung socialpolitischer Gesetze ist; die hierzu nötigen Vorarbeiten besorgt ein ständiger Ausschuss, der im Obersten Arbeitsrat auf bestehende Missstände aufmerksam zu machen und notwendige Reformen zu beantragen hat. Auch bei der Wahl dieser Körperschaft, die den Beirat des Ministers in Arbeiterangelegenheiten bildet, sind die Gewerkschaften in hervorragender Masse beteiligt, und ausserdem hat Millerand seinerseits eine Anzahl bekannter Socialisten in sie berufen.

Neuestens ist Millerand noch einen Schritt weitergegangen. In einer aufsehenerregenden Rede vor den Arbeitern von Lens — in der er „ein offenes Bekenntnis zur socialistischen Lehre abgegeben, wie es noch kein leitender Staatsmann gewagt hat“ (Wiener Arbeiter-Zeitung), — hat Millerand „ein immerhin kühnes socialreformatorisches Programm entworfen“ (Vorwärts). Da die wirtschaftlichen Kämpfe der Arbeiter gegen

das Capital keinen individuellen, sondern einen collectiven Charakter haben, so können dieselben auch nicht durch das Interesse des einzelnen bestimmt werden. Darum soll bei Lohnkämpfen sowohl in Bezug auf die Niederlegung wie auf die Wiederaufnahme der Arbeit die Entscheidung in die Hand der Mehrheit gelegt werden, der sich die Minderheit unterzuordnen haben. Weiter hat sich Millerand für obligatorische Einigungsämter ausgesprochen, durch welche die selbstherrlichen Unternehmer zur Erörterung der Forderungen der Arbeiter gezwungen und den Arbeitern viele langwierige Kämpfe und grosse Opfer erspart werden könnten. Dass aber Millerand nicht die Absicht hat, es beim blossen Versprechen zu lassen, das beweist der Umstand, dass der Gesetzentwurf über die obligatorischen Einigungsämter der wiedereröffneten Kammer bereits angekündigt worden ist. Wie weit in demselben gegangen werden und wann, sowie in welcher Form der andere Gedanke Millerands die Gestalt eines Gesetzentwurfs annehmen wird, das hängt naturgemäss nicht bloss von den Wünschen des socialistischen Ministers, sondern sehr wesentlich auch von den Chancen ab, welche die parlamentarische Lage bietet.

* * *

Und nun frage ich: Sind alle diese Dinge — wie immer man sich zu jeder Einzelheit stellen möge — in der That so untergeordnet und bedeutungslos für die Arbeiterklasse, dass sie bei Beurteilung der ganzen Frage gar nicht in Betracht komme? Ja, wofür wenden denn wir Socialdemokraten in Deutschland und anderwärts einen grossen Teil — Bebel meinte 1890 in Halle „neun Zehntel“ — unserer Arbeit auf, als eben zur Erringung gleicher und ähnlicher Massregeln, um dadurch die Lage der Arbeiter zu heben und dieselben zum Kampf für neue Ziele zu stärken? Nur mit dem Unterschied freilich, dass wir anderen teilweise wesentlich bescheidener in unseren Forderungen waren und an verschiedene Dinge kaum denken konnten, welche die französischen Arbeiter durch die Teilnahme des Socialismus an der Regierungsgewalt jetzt bereits erhalten haben. Wie oft muss man denn jene guten Leute, welche sich für ganz besonders „zielbewusst“ halten, wenn sie die Arbeit für die Gegenwartsbedürfnisse als „Nebenfragen“ behandeln, noch auf Marx hinweisen, der vom Erlass der englischen Fabrikgesetze die Wiedergeburt der englischen Arbeiterklasse datierte? Die Resolution Kautsky beginnt mit einem Satz, den man zwar für selbstverständlich halten sollte, der aber nicht immer und von allen anerkannt war, und den jetzt ex cathedra. proclamirt zu sehen ich allein schon für einen hinreichenden Gewinn des Pariser Congresses halte. Also: die Eroberung der politischen Macht kann nicht das Werk eines Handstreiches, sondern „nur der Abschluss einer langen und mühevollen Arbeit der politischen und ökonomischen Organisation des Proletariates, seiner physischen und moralischen Regenerierung und der schrittweisen Eroberung von Wahlsitzen in Gemeindevertretung und gesetzgebenden Körperschaften bilden.“ Vortrefflich! Aber wenn wir erfreulicherweise schon einmal soweit gekommen sind, dann soll man sich doch auch hüten, durch geringschätzig Behandlung von auf die Organisation und Regenerierung hinwirkenden Massregeln wiederum den Glauben zu erwecken, als ob der Weg zum Ziel schnurgerade durch die blaue Luft

und nicht auf den „langen und mühevollen“ Pfaden der gemeinen Erde führen könnte. Denn wenn man diesen Weg der Wirklichkeit als den einzig möglichen erkennt, dann ist kein Schritt auf ihm bedeutungslos, und der beste Wanderer ist nicht, wer unaufhörlich bloß vom „Endziel“ redet, sondern wer tüchtige und solide Schritte zu machen versteht, die seiner Kraft wie den Bodenverhältnissen angemessen sind und ihn eben darum am sichersten vorwärts bringen.

Ich meinerseits halte aber die Schritte, welche die französische Arbeiterklasse jetzt vorwärts gethan hat, für sehr tüchtige und so geartet, dass vor allem wir in Deutschland unsere Brüder jenseits der Vogesen darum nur beneiden können. Denn niemand wird bestreiten können, dass in den vergangenen fünfviertel Jahren in Frankreich auf dem Gebiet der Arbeiterfrage in Gesetzgebung und Verwaltung mehr, als in ein paar Jahrzehnten vorher, geschehen ist, und dass in keinem anderen Lande ein so socialistischer oder — wenn man für dieses Wort nur die engste Auslegung zulassen will — moderner Geist herrscht. Und den Parteigenossen, dessen kühne Initiative und zähe Thatkraft dies Ergebnis wesentlich mit herbeigeführt haben und dessen einflussreiche Stellung im Cabinet Waldeck-Rousseau wenigstens in Frankreich für niemanden ein Geheimnis ist, — diesen Mann und sein Werk glaubt Kautsky durch die wegwerfenden Worte charakterisieren zu können: „Millerand wird im Ministerium als eine Art höherer Fabrikinspector und Festredner geduldet — der politische Einfluss des französischen Socialismus auf und durch den socialistischen Minister ist gleich null.“ Es ist wirklich peinlich, zu sehen, wie ein Mann von der Bedeutung Kautskys durch die Einseitigkeit seiner Stellungnahme sich zu einer solchen Darstellungsweise verleiten lassen kann, die sich in den Augen jedes Ruhigurteilenden von selbst richtet . . .

Nun giebt es freilich Leute, welche die Leistungen Millerands im Interesse der Arbeiter durchaus zu würdigen wissen, aber der Meinung sind, dass diese Vorteile auch ohne Engagierung unserer Verantwortlichkeit hätten erreicht werden können, wenn nämlich die Socialisten ein radicales Ministerium unterstützt hätten. Es bedarf nicht vieler Worte, um zu zeigen, dass diese Annahme auf einer völligen Verkennung der Thatsachen beruht und darum hinfällig ist.

Dass seinerzeit ein radicales Cabinet, das der Lage gewachsen gewesen wäre, ohne Teilnahme eines Socialisten überhaupt nicht zu haben war, und dass demnach die Nichtbeteiligung die Republik dem Chaos überliefert hätte, habe ich schon gezeigt. Aber selbst gesetzt den Fall, es wäre anders gewesen, welche Gründe will man denn dafür geltend machen, dass die Socialisten die radicale Regierung hätten zwingen können, ihnen zu willens zu sein? Hat man denn vergessen, dass schon einmal eine radicale Regierung — das Cabinet Bourgeois — da war, die nur von der Unterstützung der Socialisten lebte? Warum haben dieselben denn dann von jener Regierung nichts Aehnliches erlangt, wie es Millerand geleistet hat? Und wo giebt es denn überhaupt Radicale, welche willens und im stände wären, eine Gesamtheit von Massregeln von der jetzt durchgeführten Art auszuführen? Nein, wäre ein rein bürgerlich-radicales

Ministerium unter den damaligen Verhältnissen überhaupt möglich gewesen, so wären die Socialisten einfach auf die Rolle selbstloser Unterstützung beschränkt geblieben und hätten von vornherein auf die Erfüllung irgendwelcher erheblicher Wünsche verzichten müssen. Denn da die Rettung der Republik das Ausschlaggebende für die Unterstützung der Socialisten war, so konnten diese die Zurückweisung ihrer Forderungen durch die Regierung nicht damit beantworten, dass sie dieselbe mitten in ihrem Kampfe im Stiche liessen. Somit wäre nicht — wie sich Kautsky vorstellt — das Cabinet in der Hand der Socialisten, sondern diese wären in seiner Hand gewesen.

* * *

Der einzige Einwand, den man gegen die Teilnahme Millerands am Cabinet Waldeck-Rousseau, sowie gegen den Eintritt einzelner Socialisten in bürgerliche Regierungen mit einem gewissen Recht erheben kann, ist der: die bei der reinen Oppositionsstellung des Socialismus einfache Lage wird compliziert, wir gehn gegenüber der Regierung, in welcher wir vertreten sind, eine gewisse Bindung ein und übernehmen gefährliche Verantwortlichkeiten. Ich unterschätze die Bedeutung dieses Einwandes durchaus nicht. Und ich würde es für thöricht und verwerflich halten, wenn ein Socialist das Bestehen von Gefahren einfach leugnen und uns etwa raten wollte, auf irgend ein an uns herantretendes Angebot ohne genaueste Erwägung begierig einzugehen. Aber anderseits erscheint mir aus der Uebertreibung der Gefahren ins Ungemessene eher ein gewisses Schwächegefühl, als das Vertrauen in die eigene Kraft zu sprechen. Wer sich von beiden Extremen freihält und die Dinge kühl beurteilt, der wird eben in jedem einzelnen Fall sowohl die politische Gesamtlage wie die Lage der Partei reiflich prüfen und Vorteile und Nachteile gegenseitig vergleichen müssen.

Die socialistischen Gegner der Ministerschaft Millerands stellen die Sache so dar, als ob dieser für alle Verfügungen seiner bürgerlichen Ministercollegen, ja selbst für alle Handlungen irgendwelcher behördlicher Organe bis zu den Bürgermeistern und Gendarmen mit verantwortlich sei. Diese Auffassung von der Regierungsverantwortlichkeit ist aber doch zu formlos und zu sehr zu einem bestimmten Zweck zurechtgemacht, um verständigerweise anwendbar zu sein. Gewiss muss jede Regierung etwas Gemeinsames haben, wofür alle ihre Mitglieder verantwortlich sind, das ist das, was man das Programm oder die Gesamtpolitik der Regierung nennt. Im Fall Millerand war das Programm die politische und ökonomische Reorganisation der Republik, und dafür konnte ein Socialist sehr wohl die Verantwortung übernehmen. Dass daneben in den einzelnen Verwaltungszweigen gar vieles vorhanden ist und geschieht, was uns Socialisten mit Recht nicht gefällt und was wir schnellmöglich geändert sehen möchten, braucht gar nicht erst gesagt zu werden, da ja eben der bürgerliche Staat noch fortbesteht. Aber wenn derart die Macht des Socialismus im Staatswesen noch beschränkt ist, so hat anderseits auch die des Bürgertums ihre Schranken erhalten; die Socialisten aber haben vor allem die Möglichkeit, in dem von ihrem Vertreter in der Regierung übernommenen Ressort die ihnen am nächsten liegenden Reformen einzu-

führen, und gewinnen weiter einen Einfluss auf die Gesamtpolitik, den sie für fortschreitende politische und sociale Umgestaltungen nutzbar machen können. Dass aber die Verantwortung für die einzelnen Handlungen der bürgerlichen Minister lediglich diese selbst treffen kann, das geht schon aus den Ausführungen der Gegner unsrer Beteiligung an der Regierungsgewalt selbst hervor. Zwar wollen dieselben den Hinweis auf die Schweiz, wo bereits socialistische und bürgerliche Regierungsmitglieder zusammen amtieren, ohne dass es jemandem einfällt, die einen für die anderen verantwortlich zu machen, nicht gelten lassen; denn dort erfolge die Wahl direct durch das Volk. Aber Bernstein hat bereits gezeigt, dass diese Wahl in Wirklichkeit doch nichts andres ist, als eine Verteilung der Regierungssitze unter den zusammenwirkenden Parteien nach Massgabe der Stärke einer jeden. Nach der Schweiz hat man England als dasjenige Land bezeichnet, in welchem der Eintritt eines Socialisten in die Regierung am ehesten möglich und zulässig wäre; Arbeitervertreter haben ihr ja bekanntlich wiederholt angehört. Nach der Theorie der Verantwortung für alles und jedes müsste dann aber der dortige Genosse, der das Handelsamt zu verwalten hätte, auch das barbarische englische Strafsystem oder die Hungersnot in Indien mit verantworten. Kautsky selbst will ja sogar in Deutschland für den Fall, dass dieses von Russland geschlagen und Europa von einem allmächtigen Knutenregiment beherrscht würde, den Eintritt eines Socialisten in eine Regierung erlauben, welche zur Organisation des Volkskrieges gebildet würde. Aber, von der Frage der Nützlichkeit einer derartigen Beteiligung ganz abgesehen, ist es doch unzweifelhaft, dass auch alsdann noch eine ganze Menge von Einrichtungen und Uebungen in Deutschland vorhanden sein würden und in Kriegszeiten am allerwenigsten augenblicklich aus der Welt geschafft werden könnten, für die keiner von uns die Verantwortung übernehmen möchte und könnte.

Hier giebt es nur zweierlei: Entweder man bleibt bei der Aufstellung, dass ein Socialist durch seinen Eintritt in eine ihrer Mehrheit nach bürgerliche Regierung für alles Böse verantwortlich wird, was von den bürgerlichen Ministern, von deren Beamten und sonst im Lande geschieht. Dann ist aber die Ministerschaft eines Socialisten überall und jederzeit und ohne irgendwelche Ausnahme unzulässig, und dann hätte der principiell ablehnende Antrag Guesdes angenommen werden müssen. Oder aber man hält die Frage — mit der erdrückenden Mehrheit des Pariser Congresses — lediglich für eine taktische und lässt die Beteiligung an der Regierungsgewalt unter gewissen Umständen zu, dann ist die Frage der Verantwortlichkeit grundsätzlich schon entschieden. Denn dann anerkennt man notwendig, dass die Verantwortung keine allgemeine und unbegrenzte sein kann, dass innerhalb des allgemeinen Regierungsprogramms und abgesehen vom Ministerpräsidenten jedes Ressort für sich verantwortlich ist, und dass Millerand nach seiner eigenen Bezeichnung der Vertreter ganz bestimmter Interessen ist und als solcher nur für seine eigene Verwaltung die Verantwortung zu tragen hat.

Dass auch mit dieser Beschränkung durch Millerands Eintritt noch eine gewisse Bindung der Partei eingetreten, und dass die Action der Partei

complicierter geworden ist, das ist ebenso sicher, wie dass eine völlige Ungebundenheit des Handelns an sich den Vorzug verdient. Aber ohne ein gewisses Mass von berechneter Selbstbeschränkung kommen nur Parteien aus, die wegen ihrer Kleinheit nicht in die Wagschale fallen; und bei der Unterstützung einer bürgerlichen Regierung wären die Socialisten, und zwar ohne Gegenseitigkeit, nicht minder gebunden gewesen und hätten vielfach nicht nach eigenem Wunsch, sondern nach dem Zwang der Umstände handeln müssen. Die Selbstbeschränkung der französischen Genossen geschah aber nicht, um etwas aufzugeben, sondern im Gegenteil, um grössere Vorteile für die Arbeiterclassen wie für das Gemeinwesen zu erreichen. Gewiss konnten sich dabei, trotz aller Geschicklichkeit, Lagen ergeben, die recht unbequem und schwierig waren; dann galt es eben, umsichtig prüfen, was die Würde und das Interesse der Partei und der von ihr vertretenen Sache gebot. Und da der Vorteil einer Fortdauer der unmittelbaren Teilnahme an der Staatsgewalt bisher gross genug erschien, um die aufsteigenden Bedenken zu überwiegen, musste man eben das Kleinere vor dem Grösseren, die Form vor dem Wesen zurücktreten lassen. Aendert sich das aber eines Tages, dann steht ja nichts im Wege, dass auch unsere Genossen sich ändern. Dann werden sie einfach das eingegangene Verhältnis lösen und die alte Stellung wieder einnehmen, um von ihr aus in veränderter Form und mit verstärkter Kraft den alten Kampf fortzusetzen.

Kautsky meint, dass die „Ministerherrlichkeit“ Millerands nicht mehr lange dauern werde. Das ist schon möglich. Haben doch die Feinde der Arbeiterclassen naturgemäss das grösste Interesse, einen Minister, der mit den geheiligten Unternehmerinteressen derart umspringt, entweder in der Regierung zu isolieren und allein zu stürzen oder aber, falls sich diese mit ihm solidarisch erklärt, mit dem gesamten Cabinet zu beseitigen. Barthou, der einstige Minister des Innern im reactionären Ministerium Méline, hat ja in seiner Rede zu Oleron schon die Fehde angesagt, und bereits ist in der Kammer auch der erste Angriff erfolgt, der freilich missglückt ist. Indessen werden sicher weitere folgen und zwar um so sicherer, als die Socialisten bereits eine erhöhte Thätigkeit auf dem Gebiet der socialen Reformen gefordert haben. Aber wenn die Monarchisten, Ralliirten, Nationalisten und Mélinisten wacker zusammenstehen und die Gelegenheit geschickter wählen, so dass den Gruppen der Linken, die bei Bildung des Cabinets Waldeck-Rousseau übergangen wurden und die seitdem mit der Regierung unzufrieden sind und vor allem Millerands Stellung zu unterminieren suchen, das Mitthun möglich wird; und wenn dazu die dissidentierenden Socialisten durch fleissige Fortsetzung den bürgerlichen Gegnern Millerands das Spiel erleichtern: dann ist es schon möglich, dass das hehre Ziel der Beseitigung des socialistischen Arbeitsministers und seiner Ersetzung durch einen Arbeiterfeind früher oder später und in einer oder der anderen Form erreicht wird. Vielleicht sucht sich Millerand, wenn er sehen sollte, dass seine Stellung in der That nicht mehr haltbar ist, dann auch selbst eine Gelegenheit, wie sie ihm im Interesse der Partei am geeignetsten erscheint. Auf jeden Fall ist nicht zu vergessen, dass sowohl Millerand wie Waldeck-Rousseau überlegene Taktiker sind, und dass die Stimmung

des Landes ihnen in ihrem entschieden republikanischen Regiment günstig ist. Und so kann denn die Sache auch anders kommen.

Welches aber immer der weitere Verlauf sein wird, so bin ich fest überzeugt, dass die Meinung Kautskys: mit dem Abgang Millerands werde die ganze Frage „für lange Zeit, vielleicht für immer, begraben sein,“ sich nicht bewahrheiten wird. Wenn der „Fall Millerand“ erst beendet sein und das Werk des socialistischen Ministers abgeschlossen und von allen persönlichen Beimengungen losgelöst vor uns liegen wird, dann, glaube ich, werden auch die socialistischen Gegner anders urteilen lernen und einsehen, dass man es mit einem unverwischbaren Präjudiz und einer Grundlage zu thun hat, auf der weiter gebaut werden wird. Denn die Arbeiter haben nun gesehen, was sich durch eine entschlossene und geschickte Teilnahme des Socialismus an der Staatsgewalt erreichen lässt. Die Arbeiter werden nicht länger den Widerspruch begreifen, dass wir zwar alle möglichen gesetzlichen Reformen im Interesse der Arbeiterclassen fordern, von ihrer Durchführung durch die Regierungspraxis aber uns selbst ausschliessen und dieselbe bürgerlichen Politikern überlassen wollen, obwohl dieselben nach unserer eigenen Auffassung weder den Willen, noch die Fähigkeit zur Erfüllung dieser Aufgabe haben. Die Arbeiter werden verstehen, dass die Eroberung der politischen Macht nicht ein einheitlicher, unteilbarer Act sein kann, der eines Tages plötzlich in die Erscheinung treten wird, ebensowenig wie die ökonomische Umwandlung der bürgerlichen in die socialistische Gesellschaft auf einen Schlag vor sich gehen kann. Die Arbeiter werden einsehen, dass zwischen electiver und administrativer Macht gewiss ein Unterschied, aber nur ein solcher des Grades, nicht des Wesens ist, und dass es verkehrt und auf die Dauer ganz unmöglich ist, auf irgend ein Stück Macht, durch welche wir Einfluss auf die Gestaltung der Dinge gewinnen können, freiwillig zu verzichten. Und die Arbeiter werden weiter erkennen, dass der Socialismus heute stark genug ist, um allenthalben in die bürgerlichen Einrichtungen einzudringen, ohne von ihnen aufgesogen zu werden, und dass er darum die Kraft, das Recht und die Pflicht hat, von der bürgerlichen Gesellschaft seinen Anteil an der Macht zu fordern und den Dingen in wachsender Masse sein Gepräge aufzudrücken.

Und deshalb, denke ich mir, wird Millerand wohl der erste, aber nicht der letzte socialistische Minister gewesen sein!

Consument und Producent.

Zur handelspolitischen Stellungnahme der Arbeiterclassen.

Von

Max Schippel.

(Berlin.)

Neuerdings ist wiederum mehrfach das Bedauern ausgesprochen worden, dass handelspolitische Streitfragen den deutschen Arbeitern noch fast gänzlich fremd sind und dass dadurch eine sachlich eingehende, gegenseitige Aussprache, auf Grund deren doch erst bestimmte Parteiforderungen erhoben und durchgeföhrt werden könnten, noch immer so gut wie vollständig ausgeschlossen ist.

Dieser Zustand ist um so beklagenswerter, als er — einfach durch das Schwergewicht alter politischer Ueberlieferungen und bestehender geistiger Abhängigkeitsverhältnisse — ganz einseitig zu gunsten einer einzigen bürgerlich-handelspolitischen Strömung wirkt, von der es zum mindesten fraglich ist, ob auch die Arbeiterinteressen immer gut mit ihr fahren können.

Wie viele von uns verfolgen wohl regelmässig — nach ihrem wirtschaftspolitischen Inhalt — die Presse, die Litteratur, die sonstigen Kundgebungen der industriellen Grossbourgeoisie: der grossen Industrie, wenn man, mit manchem Vorbehalt natürlich, diesen Ausdruck hier dafür setzen darf! Diese Presse ist conservativ. Diese Litteratur ist vielleicht oft bewunderungswert und meisterhaft in ihrer erstaunlichen Sachkenntnis, in der kühnen Weite ihres Blickes, in dem nicht zu bändigenden Drange nach Expansion der Grenzen der capitalistischen Leistungsfähigkeit und Herrschaft; aber sie ist eben capitalistisch, sie ist gerade in der Gegenwart fast immer brutal gegen die Geknechteten dieser Herrschaft. So ist unsere geistige Fühlungnahme mit dieser machtvollsten und noch immer ökonomisch-revolutionärsten Gesellschaftsschicht im wesentlichen darauf beschränkt geblieben, dass wir dem Scharfmacher, dem politischen Reactionär jederzeit dicht auf den Fersen folgen. Einen Vorwurf können uns übrigens die geistigen Führer der grossindustriellen Wirtschaftspolitik daraus nicht machen, denn sie wissen von der grossen Culturbewegung in der Arbeiterklasse meist auch weiter nichts, wie: Torgelow oder Löbtau.

Wie anders wirkt dagegen die übliche bürgerlich-oppositionelle, ernste wie lustige Presse und Litteratur auf uns ein, in der sich neben ein paar ehrlichen alten Ideologen vor allem der Aerger des Kleinbürgertums Luft macht: jener ewig enttäuscht sitzenbleibenden Mauerblümchen unseres wirtschaftlichen und politischen Daseins, deren altjungerliche Gesichter sich um so mehr in kritische Falten legen, je frohgemuter und hinreissender das wirbelnde Leben der capitalistischen Entwicklung an ihnen vorüberauscht. Handelspolitisch kennt man hier nur einen Standpunct: den des Consumenten, der die Vortheile und Nachteile jeder Wirtschaftsperiode an dem Niedergang oder dem Aufsteigen der Preise misst. Ganz folgerichtig, denn man hat hier in der Gegenwart nichts übrig und auch keinerlei Hoffnungen mehr für die Zukunft; man ist daher der kurzschichtigste geborene Knauser und Pfennigfuchser.

Gegen diese Consumenten-Handelspolitik sind erklärlicherweise vom Arbeiterclassenstandpuncte aus oft genug Einwendungen erhoben worden. Auch offenkundige Zuwiderhandlungen lassen sich recht zahlreich anführen. Anklänge an die Forderungen der grossen Industrie tauchen unter Arbeitern und Arbeitervertretern immer wieder auf. Trotzdem ist hier der Einfluss der bürgerlichen Linken noch immer so gross, dass eine Hervorhebung der inneren Gegensätze vielleicht nützen und jedenfalls weiter nicht schaden kann.

1. Ehernes Lohngesetz und Consumenteninteresse des Arbeiters.

Die Anschauung, die Entscheidung handelspolitischer Fragen vom Consumentenstandpuncte aus müsse die Richtschnur auch für die Arbeiterpartei bilden, hat wohl ihre schärfste Abweisung in der bereits früher geschilderten socialdemokratischen Beweisführung gegen die freihändlerischen Anpreisungen der Zoll-, vor allem der Kornzollermässigungen, gefunden.¹⁾

¹⁾ Vergl. meinen Artikel: Die Handels- und Wirtschaftspolitik und die Arbeiter. Socialistische Monatshefte, 1900, No. 9, pag 542 ff.

Nach der dabei geltend gemachten alten abstracten Lohntheorie, dem ehernen Lohngesetz in seiner schärfsten Zuspitzung, wie es zunächst die Arbeiteragitation überall geistig beherrscht und kennzeichnet, bleibt — selbstredend für länger andauernde Wirtschaftsperioden — ein unmittelbares Consumenteninteresse für die Arbeiterclassen eigentlich gar nicht mehr übrig. Der reale Lohn, als eine periodisch gegebene Summe von notwendigen Lebensmitteln, als der gesellschaftlich bestimmte notwendige Productionsaufwand für die Erzeugung und Erhaltung der Ware Arbeitskraft, hat nach dieser theoretischen Auffassung mit steigenden oder sinkenden Preisen für diese Lebensmittel und diesen Productionsaufwand überhaupt nichts Wesentliches zu thun. Stehen die Preise für Nahrung, Kleidung, Wohnung allgemein hoch, so drückt sich einfach der grundlegende notwendige Lebensunterhalt in einem entsprechend hohen nominalen Lohn aus. Gehen umgekehrt die Preise herab, so setzt sich nicht minder glatt der gleichbleibende Reallohn in einen niedrigeren Nominallohn um. Das Ganze hat für den Arbeiter nur als Rechenexempel Bedeutung: er muss sowohl bei der Einnahme, wie bei der Ausgabe des Lohnes bald mit grösseren, bald mit kleineren Ziffern hantieren. Wenn die Handelspolitik die Preise der Agrarproducte oder die der Industrieerzeugnisse künstlich zu erhöhen sucht, so ist das ausschliesslich ein häuslicher Streit zwischen dem Capitalprofit und der Grundrente, ein Streit um die Werttheilung des Productionüberschusses, nachdem das reale Einkommen, der notwendige Lebensunterhalt der Arbeiter, vorher als gleichgebliebene Menge — wenn auch in wechselndem Preis Ausdruck — vom Gesamtproduct in Abzug gekommen ist.

Welchen besonderen Anlass hätte also die Classe der auf Lohn Einkommen Angewiesenen, sich in so fremde Händel einzumischen? So lange die Lohnarbeit und damit das Lohngesetz weiter in Kraft besteht, liegt die active Teilnahme an handelspolitischen Bewegungen keiner Classe so fern, wie gerade der Arbeiterclassen, so weit sie über die ökonomischen Grundgesetze der capitalistischen Gesellschaft aufgeklärt und ihres eigenen Zieles bewusst ist.

Zu fast unumschränkter Herrschaft gelangt, wie erwähnt, diese verblüffend einfache, „principielle“ Beurteilung schwebender handelspolitischer Streitfragen in der Zeit des grossen englischen Freihandelsaufschwungs, vor der Mitte des Jahrhunderts. Da ich die früher mitgetheilten Stichproben nicht wiederholen, jedoch den zu Grunde liegenden Gedankengang nochmals durch ein paar Beispiele anschaulicher vorführen möchte, so seien heute einige Urtheile aus der Marx-Engelsschen Neuen Rheinischen Zeitung eingeflochten.

„Verlasst euch drauf“ — schreibt der Chartistenführer O'Connor Anfang 1849 im Northern Star²⁾ — „dass eure Classe bei allen Veränderungen und Massregeln, welche die Geldclassen, sei es in politischer oder finanzieller Hinsicht, vorschlagen mögen, auch noch nicht den Wert einer Pfeife Tabak, eines Lot Zuckers oder einer Pinte Bier gewinnen wird. Denn da die Arbeit nicht mehr individuell (vereinzelt, selten — ms.), sondern angesammelt und massenhaft auftritt, so wird euer Arbeitslohn genau nach dem Preise jener und anderer Artikel, sei dieser Preis nun hoch oder niedrig, abgemessen.“ Kurz vorher hatte derselbe O'Connor den neuen Finanzplan Cobdens, der in der

²⁾ Neue Rheinische Zeitung vom 18. Januar 1849.

Beseitigung indirecter Aufschläge auf die Massenartikel systematisch weitergehen wollte, einer ausführlichen Kritik unterzogen, die von der Neuen Rheinischen Zeitung in folgender Weise wiedergegeben wird:

„Was zunächst die ökonomische Seite anbetrifft, so weist O'Connor schlagend nach, dass die materielle Lage der Arbeiterklasse durch diese Steuerverminderung so wenig verbessert würde, wie sie factisch durch die Abschaffung der Kornzölle verbessert worden ist.

Die 11477000 Pfund Sterling Ersparungen, die Cobden vorschlägt, betragen auf den Kopf in ganz Grossbritannien 8 Shilling 3 Pence. In der Wirklichkeit gestaltet sich die Sache anders. Sobald der Fabrikant durch die Concurrenz gezwungen wird, eine der Verwohlfeilerung des Rohmaterials entsprechende Reduction in dem Verkaufspreis eintreten zu lassen, verkürzt er sofort den Arbeitslohn. Und diese Verminderung des Arbeitslohns ist sogar, wie sich erfahrungsgemäss zum Beispiel bei der Abschaffung der Kornzölle, neuerdings wieder herausgestellt hat, ungleich beträchtlicher als der Gewinn, der dem Arbeiter als Consumenten durch die Verwohlfeilerung der Ware erwächst. Infolge der von Cobden vorgeschlagenen Ersparnisse würde der Capitalist im allergünstigsten Falle sich mit Herabsetzung des Arbeitslohns auf (um?) einen Shilling per Woche begnügen. Der Verlust betrüge für den Arbeiter per Jahr 2 Pfund 3 Shilling und 4 Pence (!!!).

Es ist also (!) eine von den Fabrikanten absichtlich genährte Illusion, als könne, sei es durch Cobdens Vorschlag, sei es durch irgend eine andere Steuerreform, die materielle Lage der arbeitenden Classe irgendwie verbessert werden...

Man sieht, die Chartisten — Chartist ist der politische Parteiname des englischen Arbeiters — verhalten sich zu der zweiten Free-trader-Agitation, wie sie sich zu der ersten, der Anti-corn-law-league-Agitation verhalten haben.³⁾

Und heute noch urteilt Hyndman, der Führer der englischen Social-Democratic Federation:

„Manche der Chartisten belehrten unausgesetzt die Arbeiter, dass sie leicht schlimmer wie früher dran sein könnten, wenn sie für die Zollfreiheit des Kornes ohne die Verstaatlichung des Bodens eintreten würden. Gemäss dem Gesetze, das die freie Lohnbildung überall da beherrscht, wo die Arbeiter von den Productionsmitteln getrennt sind — und dieses Gesetz wird von den hervorragendsten bürgerlichen Oekönomen anerkannt — betragen die Löhne durchschnittlich gerade so viel, wie die Arbeiter brauchen, um den Lebensstandard ihrer Classe oder ihres Berufs aufrechtzuerhalten, so lange das Capital ihrer bedarf, und um ihre Nachfolger zu dem gleichen Loose zu erziehen. Ist das aber der Fall, so ist auch klar, dass irgend etwas, was die zur Ausfüllung dieses standard of life notwendigen Producte verbilligt, auch die Tendenz hat, die Stundenzahl zu verringern, während welcher der Arbeiter zum Ersatz seines Lohnarbeitswertes schanzan muss... Der Capitalist erhält zu seinem eigenen Nutzen mehr Stunden unbezahlter Arbeit, oder zum Nutzen derjenigen, die den so producierten Mehrwert mit ihm teilen. Kostet zum Beispiel der Weizen weniger wie bisher, so wird der freie Lohnarbeiter sich mit einem geringeren Lohn begnügen können, und die Differenz muss schliesslich nicht in des Arbeiters, sondern in des Capitalisten Tasche fliessen. Die Aufhebung der Korn-gesetze bedeutete daher vermehrten Profit für den Capitalisten, vielleicht sogar, dank dem Bevölkerungszuwachs, gesteigerte Renten für den Landlord, aber direct nützte sie der Arbeiterklasse auch nicht ein Atom in der Theorie und, wie ich später unumstösslich zeigen werde, auch nicht in der Wirklichkeit (it did not of it-self benefit the working class one atom in theory, and I shall be able to prove later irrefragably, that it has not in practice).“⁴⁾

Auch daran erinnere ich hier nur um des Zusammenhanges willen, nochmals: wie Marx die bürgerlichen Wortführer des Freihandels, vor allem ihre englischen Vorbilder, um deswillen verhöhnt, weil sie dem Arbeiter gegenüber mit dem Hinweis auf die Lebensmittelverbilligung irgend etwas für ihre Sache bewiesen zu haben glauben. Dass man nach Eintritt von Preisermässigungen

³⁾ Neue Rheinische Zeitung vom 5. Januar 1849.

⁴⁾ Hyndman: The historical basis of socialism. London 1883, pag. 223.

für dasselbe Geld und denselben Geldlohn mehr Ware erhalte, eine solche leere Selbstverständlichkeit brauche niemandem erst noch dargethan zu werden. Die Entscheidung über Wohl und Wehe des Arbeiters falle jedoch vorher: auf dem Arbeitsmarkt, beim Lohnkampfe, „wo die Arbeit ihren Tausch gegen das Capital vollzieht“; und „wenn alle Waren billiger sind, so wird die Arbeit, die auch eine Ware ist, gleichfalls im Preise sinken und wie wir später sehen werden, wird diese Ware Arbeit verhältnismässig viel mehr sinken, als alle anderen Waren.“⁵⁾

Man kann aus einer so fatalistischen Lohnelendstheorie sehr verschiedene Schlüsse für das praktische politische Verhalten der Arbeiterparteien ziehen. Dass im allgemeinen jedoch unter der Herrschaft einer solchen starren Schablone ein lebendiges Interesse der lohnarbeitenden Massen an den handelspolitischen Kämpfen der letzten Jahrzehnte schwer aufkommen konnte, liegt auf der flachen Hand.

So haben denn auch Arbeitercongresse — wie 1876 der deutsche socialdemokratische Parteitag in Gotha — beschlossen:

„Der Congress erklärt, dass die Socialisten Deutschlands dem innerhalb der besitzenden Classen ausgebrochenen Kampfe zwischen Schutzzoll und Freihandel fremd gegenüberstehen; dass die Frage, ob Schutzzoll oder nicht, nur eine praktische Frage ist, die in jedem einzelnen Falle entschieden werden muss; dass die Not der arbeitenden Classen in den allgemeinen wirtschaftlichen Zuständen wurzelt, dass aber die bestehenden Handelsverträge seitens der Reichsregierung ungünstig für die deutsche Industrie abgeschlossen sind und eine Aenderung erheischen; dass endlich die Parteipresse aufzufordern ist, die Arbeiter davor zu warnen, für die unter dem Verlangen nach Schutzzöllen eine Staatshilfe erstrebende Bourgeoisie die Kastanien aus dem Feuer zu holen.“

Auch 1880 auf dem Wydener socialdemokratischen Parteitag wurde angeregt, in Uebereinstimmung mit dem Beschluss des inzwischen abgehaltenen internationalen Congresses zu Gent zu erklären, dass die Frage eine „interne Angelegenheit der bürgerlichen Parteien“ sei. Und ein Hamburger Redner gab erst kürzlich wieder⁶⁾ einer einst und noch heute weitverbreiteten Auffassung Ausdruck, wenn er meinte: im allgemeinen könne es dem Arbeiter gleichgiltig sein, ob er freihändlerisch gebraten oder schutzzöllnerisch gesotten werden solle; gerupft werde er auf alle Fälle.

II. Consumentenpartei, Productionsentwicklung und Arbeiterclassen.

Aus der ursprünglichen socialistischen Lohntheorie lassen sich jedoch auch ganz andere Gesichtspuncte für die handelspolitische Stellungnahme der Arbeiter ableiten.

Danach ist, wie wir sahen, der Reallohn der gegebene feste Punct in der Preiserscheinungen Flucht; auf- oder absteigende Warenpreise braucht der Arbeiter weder zu fürchten noch zu ersehnen, denn sie vermögen seinen Consum weder zu verengern noch zu erweitern. Die Preise, wenn der Arbeiter als Einkäufer seiner Lebensmittel, eben als „Consument“ auftritt, sind nichts: der „Tausch der Arbeit gegen das Capital“, der Verkauf der Arbeitskraft an das producierende Capital, ist alles. Für diesen Verkauf jedoch ist entscheidend die allgemeine Productionsverfassung der Gesellschaft, die Entwicklung der sachlichen und persönlichen Factoren der Production, das wirtschaftliche Machtverhältnis zwischen producierendem, arbeitsnachfragendem Unternehmertum und der ihr Fell zu Markte tragenden Arbeiterclassen. Aus diesem Concurrenzkampfe auf dem

⁵⁾ Karl Marx: Das Elend der Philosophie. Anhang II.: Rede über die Frage des Freihandels. Stuttgart 1885, pag. 198.

⁶⁾ Vergl. Hamburger Echo vom 15. Juli 1900.

Arbeitsmarkt ergibt sich der materielle Inhalt des Friedensschlusses, des jeweiligen Arbeitsvertrages; je nach dem herrschenden Preisstand nimmt dieser Inhalt nur eine wechselnde Ausdrucksweise an, ohne darum materiell eine Aenderung zu erfahren.

Aber wenn so die Entscheidung über den realen Arbeitslohn auf einem ganz anderen Felde, auf dem Gebiete der Production fällt, warum soll sich der Arbeiter dazu hergeben, in erster Reihe für den Consumentenstandpunct zu fechten? Gewiss giebt es in der bürgerlichen Gesellschaft breite Bevölkerungsschichten, Tausende, Zehntausende und Hunderttausende, deren Einkommen auch für längere Zeiträume nahezu unbeweglich ist, für die somit die Preisbewegung die erste und grösste Sorge bildet: kleine Zinsrentner; Beamte mit festem Gehalt und beamtenähnliche Angestellte der Privatbetriebe, wie Directoren, Techniker, Procuristen, Cassierer, Buchführer und höhere Handlungsdiener aller Art; dazu die kleinen Trödler und Krämer, die oft ihre Aufschläge und damit ihr Einkommen gerade dann am wenigsten steigern können, wenn die Grosspreise steigen. Das sind die gegebenen Kerntruppen einer Consumentenpartei. Hier sind die geborenen Wortführer des reinen Consumentenstandpunctes zu finden. Hier steckt noch am meisten ein wirkliches Lebensinteresse hinter der einzigen Lösung: billig, billig, billig! Hier ist das wahre Nest der Nörgler über jeden Preisaufschlag, sei dieser auch durch eine Lohnerhöhung der Arbeiter, durch Arbeitszeitsverkürzung, durch Verdrängung billigerer Kinderarbeit, oder sonstwie zum Nutzen der Producenten und der Production erfolgt. Hier ist auch die fortschrittlichste, entwicklungsförderndste staatliche Massnahme, wenn sie irgendwo einen Preis nach oben hin beeinflusst, nichts wie reiner Verlust. Hier wüthet der Rechenstift des politischen Calculators, der diese reinen Verluste zu unendlichen Summen aneinanderreihet und der so mitten im grössten Wirtschaftsaufschwung seinen Gläubigen noch immer nachweist, dass sie alle am Verbluten seien. In der Enge dieser mechanisch-rechnerischen Beurteilung verliert man hier allmählich jeden freieren Blick für die Entwicklungsbedürfnisse des grossen Productionsorganismus, mit dessen Entfaltung gerade auch die Höherentfaltung der Arbeiterclassen auf Gedeih und Verderb verbunden ist — jedenfalls viel unmittelbarer verbunden ist, wie das Schicksal jener „Consumenten“, deren Einkommen allerdings in letzter Linie auch nicht aus der Luft gegriffen und nach einem ewig gültigen Massstabe festgesetzt ist.

Wieviel freier, unbefangener, wagemutiger vermag dagegen die Arbeiterclassen, an alle diese Fragen heranzutreten! Ging doch, wie wir früher schon anführten, ein Friedrich Engels in seiner Streitschrift gegen den Proudhonisten Mülberger soweit, selbst Steuererhöhungen für ein Kreuz des „Bourgeois und noch mehr des Kleinbürgers“ wie des Arbeiters zu erklären: „Steuern! Dinge, die die Bourgeoisie sehr, die Arbeiter aber nur sehr wenig interessieren. Was der Arbeiter an Steuern zahlt, geht auf die Dauer in die Produktionskosten der Arbeitskraft mit ein, muss also vom Capitalisten mit rückvergütet werden. Alle diese Punkte, die uns hier als hochwichtige Fragen für die Arbeiterclassen vorgehalten werden, haben in Wirklichkeit wesentliches Interesse nur für den Bourgeois und noch mehr für den Kleinbürger, und wir behaupten trotz Proudhon, dass die Arbeiterclassen keinen Beruf hat, die Interessen dieser Classen wahrzunehmen.“⁷⁾

⁷⁾ Friedrich Engels: Zur Wohnungsfrage. Leipzig 1872: pag. 22—23.

Die Bedürfnisse der praktischen Tagespolitik, der Massenagitation haben uns längst gezwungen, eine derartig abstract-schablonenhafte Betrachtungsweise aufzugeben. Doch so selten man heute socialistischerseits noch behaupten hört: der Arbeiter habe gar keinen Anlass, auch als Consument seine Interessen zu wahren — so wenig wird man verkennen dürfen, dass die ausschlaggebenden Factoren für die Lebenshaltung und die ganze politisch-soziale Stellung der Arbeiterklasse auf dem Gebiete der Production liegen: im Aufschwunge der Industrie, im Wachstum des functionierenden Capitals, in der Expansion des Herrschaftsgebietes der capitalistischen Production, nach innen wie nach aussen, gegenüber den vererbten überlebten Productionsweisen mit ihrem Gefolge von zeitwidrigen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen. Hier in der Productionssphäre — wer wollte das verkennen? — fallen die entscheidenden Würfel über die Gegenwart, wie über die Zukunft des Proletariats.

Oder sollten die Arbeiter etwa auch, wie seinerzeit der englische Politiker und Gelehrte Fawcett, den Wert niedriger Preise und billiger Consumption so hoch einschätzen, dass sie zuletzt sogar daran irre würden: ob die Jahre des Productionsaufschwunges mit ihren Preissteigerungen auch wirklich als günstig und die Jahre des wirtschaftlichen Niederganges mit ihrem Preissurze auch wirklich als besonders ungünstig bezeichnet werden dürfen? Denn in der That ist selbst diese Folgerung aus dem reinen Consumentenstandpunct so consequent gezogen worden, als das der überwältigenden Sprache der Thatsachen gegenüber nur möglich erscheint. Im Mai 1878, angesichts der grössten Krisis des letzten Menschenalters, schreibt Henry Fawcett über den vorangegangenen Aufschwung:

„Der Gewinn, der einer Nation als Gesamtheit aus einem so aussergewöhnlich grossartigen Geschäftsbetrieb erwächst, wie er vor einigen Jahren stattfand, ist nach meiner Ansicht keineswegs so gross oder verteilt sich nicht auf so weite Kreise, wie man in der Regel annimmt. . . So beispiellos der Geschäftsgewinn der Grubenbesitzer und Grubenpächter und so erheblich die Erhöhung der Arbeiterlöhne war, so dürfen wir doch nicht vergessen, dass dieser Vorteil grossenteils auf Kosten des ganzen Gemeinwezens erkauft wurde. Eine Steigerung der Kohlenpreise muss von dem Volke ebenso schwer empfunden werden wie die hohe Besteuerung eines notwendigen Lebensmittels. Man pflegt die Vorteile bedeutend zu überschätzen, welche, die Nation einem aussergewöhnlichen Emporblühen einzelner Industriezweige verdankt. Ein grosser Teil des Zuwachses an Reichtum, der zu entstehen scheint, wenn einzelne Industrien eine besondere rege Thätigkeit entfalten, repräsentiert in Wirklichkeit gar keine Zunahme des Gesamtwohlstandes. Er ist weiter nichts als eine Vermögensübertragung von der Gesamtheit auf eine einzelne Classe: die wenigen werden bereichert durch Besteuerung der vielen.“

So immer noch etwas zurückhaltend über die Aufschwungsperiode. Ueber die Zeit der Krisis heisst es dagegen um so uneingeschränkter:

„Während der Dauer dieses jetzt vierjährigen geschäftlichen Druckes ist nicht nur keine Verminderung in der Nachfrage nach Gegenständen des allgemeinen Verbrauchs eingetreten, sondern wir besitzen auch noch andere und zuverlässige Anzeichen, dass der wahre Wohlstand des Volkes keineswegs in bedenklichem Grade untergraben sein kann. . . Es lässt sich beweisen, dass der Druck, unter dem in England Handel und Gewerbe gelitten haben, keine merkliche Veränderung in der allgemeinen Lage des Landes hervorgerufen hat. . . Obgleich die Grubenbesitzer und ihre Arbeiter minder gut gestellt sind und sich folglich mehr einschränken müssen als früher, liegt doch — weil das, was sie verloren haben, dem übrigen Volk grossenteils wieder zu gute gekommen ist — kein Grund vor, dass die Summe, welche die Nation für Gegenstände des allgemeinen Verbrauchs ausgeben kann, sich verringern sollte. Dies ist ohne Zweifel einer der Gründe, welche erklären, weshalb der Einkauf allgemein gebrauchter Artikel nicht abgenommen hat, und weshalb während der Dauer des jetzigen Geschäftsdruckes keine Verminderung in dem Einfuhrhandel unseres Landes eingetreten ist.“

Diese Bemerkungen über das Kohlengeschäft passen auf viele andere Industrien. Die Preiserniedrigungen sind zahlreicher geworden, und in jedem Falle ist, wie bei den Kohlenpreisen, ein erheblicher Teil vom Verlust der Producenten den Consumenten zu gute gekommen. Allerdings ist es für Fabrikanten und Fabrikarbeiter ein empfindlicher Nachteil, dass Baumwoll- und Wollwaren nicht so gut bezahlt werden wie früher; andererseits aber dürfen wir nicht ausser Acht lassen, dass es für alle Käufer sehr vorteilhaft ist, diese Waren wohlfeiler kaufen zu können.

Wenn man davon spricht, wie eine bestimmte Geschäftslage auf das Land wirkt, so concentrirt sich in der Regel die Aufmerksamkeit fast ausschliesslich auf die Interessen der Producenten, und die Interessen der Consumenten bleiben beinahe völlig unberücksichtigt. Das Aufschnellen der Preise zur Zeit grosser Geschäftsbetriebsamkeit fügt der ganzen zahlreichen Classe, die ein nach Geldwert fest begrenztes Einkommen hat, bedenklichen Schäden zu. Der Rentner, der Inhaber von Staatspapieren, alle festbesoldeten Personen, die zahlreiche Classe, deren Gehalt oder Lohn nicht mit der jeweiligen Lage des Geschäfts auf- und absteigt, sie alle werden stark geschädigt, wenn die Preise in Zeiten ausnehmend productiver Thätigkeit in die Höhe getrieben werden ...

Ein Vergleich zwischen den Preisen der Gegenstände allgemeinen Verbrauchs vom Jahre 1873 und dem jetzigen (April 1878) zeigt sofort, dass der Fall der Preise stark genug gewesen ist, um das Leben nicht unbedeutend wohlfeiler zu machen ... Folglich ist, wer ein festes Einkommen in Form von Zinsen, Gehalt oder Lohn bezieht, jetzt entschieden besser situiert, als zur Zeit, da die Gewerbsthätigkeit des Landes auf einem Höhepunct stand und es hiess, die Nation erfreut sich eines ausserordentlichen Wohlstandes. Die Leute, welche sich in dem angegebenen Falle befinden, bilden einen wesentlichen Teil der Bevölkerung, und da ihr Einkommen thatsächlich einen Zuwachs erhalten hat, so können sie jetzt mehr Gegenstände allgemeinen Verbrauchs kaufen als früher. Dadurch wird eine Extranachfrage nach diesen Artikeln geschaffen, welche vielleicht den Ausfall in der Nachfrage derjenigen Arbeiter ausgleicht, die besonders gedrückten Industrien angehören und deren Löhne infolgedessen erheblich herabgesetzt sind. Auch darf man nicht vergessen, dass die Preisermässigung allgemein gebrauchter Gegenstände eine Lohnherabsetzung minder fühlbar macht als sonst ...

Kein Umstand hat vermutlich soviel beigetragen, dem Lande über die schlechte Geschäftszeit hinwegzuhelfen, wie die grössere Wohlfeilheit des Lebens, die Folge der eingetretenen Preisermässigung vieler allgemein gebrauchter Artikel. Wird einer dieser Gegenstände wohlfeiler, so kann der Verlust des Producenten durch einen Gewinn des Consumenten ausgeglichen werden.⁸⁾

So harmlos mag sich in der That mit den Augen des reinen Consumenten die ökonomische Welt in ihrem Auf und Ab von Blüte und Krisis ansehen. Aber die Interessen der Arbeiterclasse sind es wahrhaftig nicht, an denen hier Vorteil und Nachteil, Fortschritt und Rückgang gemessen wird. Für den Arbeiter ist, was die Bewegung seines Einkommens und die Hebung seiner socialen Stellung anlangt, ausschliesslich massgebend die „stärkere Production, welche eine stärkere Nachfrage nach Arbeitskräften nach sich ziehen wird, und dieser stärkeren Nachfrage nach Arbeitskräften wird ein Steigen der Löhne folgen.“ Oder wie Marx in seiner oft erwähnten Brüsseler Rede weiter über diese, von den damaligen Freihändlern versprochene „Vermehrung der Produktionskräfte“ urteilt: „Wenn die Industrie im Wachstum begriffen ist, wenn der Reichtum, wenn die Productivkräfte, wenn mit einem Wort das Productivcapital die Nachfrage nach Arbeit vermehrt, so steigt auch der Preis der Arbeit und folglich der Lohn. Die günstigste Bedingung für den Arbeiter ist das Anwachsen des Capitals. Und man muss dies zugeben. Wenn das Capital stationär bleibt, wird die Industrie nicht nur stationär bleiben, sondern zurückgehen, und in diesem Falle wird der Arbeiter das erste Opfer sein.“⁹⁾

⁸⁾ Henry Fawcett: Freihandel und Zollschutz. Leipzig 1878; pag. 146—157; passim.

⁹⁾ Vergl. die in Note 5 citirte Rede; pag. 198—199.

Oder an anderer Stelle: „Die unerlässliche Bedingung für eine passable Lage des Arbeiters ist also möglichst rasches Wachsen des productiven Capitals: Ein merkliches Zunehmen des Arbeitslohnes setzt ein rasches Wachsen des productiven Capitals voraus.“¹⁹⁾

Entscheidet sich also die Arbeiterclassen eines Landes für den Freihandel, so wird ihre Stellungnahme nur dann richtig und auf die Dauer haltbar sein, wenn sie erfolgt ist im Hinblick auf die Production und den Arbeitsmarkt, nicht aber in oberflächlicher Consumentschwärmerei für niedrigen Preisstand. Und umgekehrt: trotz des eintretenden höheren Preisniveaus würde man sich für den Schutzzoll entscheiden müssen, wenn eine allgemeine, dauernde Vermehrung und Beflügelung der Productionskräfte eines Volkes oder eines Völkerkreises in sicherer Aussicht stände und bei Freihandel nicht zu erzielen wäre.

Und selbst wenn man der Meinung ist, dass gerade die capitalistische Entfaltung der Productionskräfte in ihrem weiteren Fortschreiten jeden Erfolg der Arbeiter wiederum zu nichte mache durch stetige Vervollkommnung des sachlichen Productionsapparates und eine ebenso stetige Zurückdrängung des lebendigen persönlichen Productionsfactors, des Arbeiters selber — selbst dann noch würde eine über die Aengste und Enge des Tages hinausblickende, zielklare Classenpolitik der Arbeiter diese Entfaltung wünschen müssen, weil diese die unentbehrliche Vorstufe zu einer höheren Organisation der Production ist, wie sie der Arbeiterbewegung der letzten Generation stets als Zukunftsideal vorgeschwebt hat. So selbstverständlich es ist, dass der Arbeiter in den Zeiten der Stockung und Krise die Ueberspannung des Productionsaufschwunges anklagt, so zweifellos ist es, dass die moderne capitalistische Production in ihrer räumlichen Ausdehnung und inneren Ausreifung noch viel zu rückständig ist, um für die Aufhebung der Lohnarbeit irgendwie und irgendwo schon eine genügend zahlreiche und mächtige Lohnarbeiterclassen und einen genügend hohen Stand der sachlichen Productionskräfte geschaffen zu haben. Noch immer ist darum, gerade im Hinblick auf die kommende Emancipation „die günstigste Bedingung für den Arbeiter das Anwachsen des Capitals“. Hier den Stillstand zu wünschen, heisst für die Arbeiterclassen: die eigene Ohnmacht verewigen und damit auf alle Zukunftsziele endgiltig verzichten wollen.

III. Die deutsche Industrie, der deutsche und der englische Freihandel.

Erklärlich, dass auch die deutsche Arbeiterclassen in ihrem sonst sehr weitgehenden Vertrauen auf die Handelspolitik der kleinbürgerlichen Linken (und des meist mit ihr verbündeten Grosshandels und Handels überhaupt) immer und immer wieder erschüttert wurde, sowie hervorragende geistige Führer der Industrie oder unwiderstehlich sich aufdrängende Interessen der Production Einfluss gewinnen, oder wenn unter den verbündeten Freihändlern unzweifelhafte Industrie- und Arbeiterfeinde in der vordersten Reihe stehen.

Als in Deutschland in den vierziger Jahren die Arbeiterclassen ihre ersten politischen Geh- und Sprechversuche unternimmt, dürfte in diesen Kreisen kaum

¹⁹⁾ Karl Marx: Lohnarbeit und Capital. Separat-Abdruck aus der Neuen Rheinischen Zeitung vom Jahre 1849. Hottingen-Zürich 1884; pag. 19—20.

jemals eine entschiedene Aufforderung zum internationalen Freihandel laut geworden sein — die Marx'sche französisch gehaltene Rede wurde zu jener Zeit in Deutschland wohl überhaupt nicht weiter bekannt. Dagegen fällt manches schüchterne und auch manches offene, an Friedrich List und seine Schüler erinnernde Wörtlein für Zollverein und Mauthen gegen England. Die damaligen Interessenten des Freihandels sind für die Industriearbeiter auch keine verlockenden Bundesgenossen und Führer: an ihrer Spitze die ostelbischen Landjunker, die England, Frankreich und andere Märkte mit Getreide, mit Wolle, mit Grubenholz versorgen wollen, und die „Trödler der englischen Industrie in den Seestädten“ (List), für welche das deutsche Küstenland ein natürliches wirtschaftliches Aussenfeld Englands, und die Zollvereinsindustrie mit ihrem Drängen, Deutschland trotz der „Uferstaaten“ bis zum Meere hin zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet abzurunden, nichts ist wie ein unbequemer Störenfried und Schädling. Zudem sprach es die Landwirtschaft in ihren handelspolitischen Kundgebungen ganz offen aus, dass sie auch um der Niederhaltung der Löhne und der Festhaltung der ländlichen Arbeiter willen den Fall aller Industriezölle erstrebe. So richteten 1848 sämtliche landwirtschaftlichen Vereine Sachsens an die Nationalversammlung in Frankfurt eine Denkschrift, in der sie zwar eine teilweise Belebung auch der Landwirtschaft durch eine aufblühende Industrie nicht ableugnen, dann jedoch fortfahren: „Die höheren Arbeitslöhne lassen diesen Vorteil verschwinden. Anderenteils darf man nicht übersehen wollen, dass die Industrie Sachsens dem Ackerbau die nötigen Arbeitskräfte entzogen hat, dass diese letzterer bereits effectiv fehlen . . . In Sachsen fehlt es nicht an Arbeit, sondern an Arbeitern für die Landwirtschaft, . . . namentlich in den Industriebezirken. . . Sachsens Aufgabe ist, der Landwirtschaft wieder Kräfte zuzuführen. Eine Ausdehnung der Industrie liegt nicht im Interesse Sachsens.“¹¹⁾ Erklärlicherweise waren das keine Gründe, Arbeiter für die Freihandelspropaganda zu gewinnen.

Auch den späteren Freihandelsagitationen bleibt die deutsche Industrie meist fern. Hier tritt der tiefe innere Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Freihandelsbewegung schlagend zu Tage. Auch der deutsche — eigentlich nur der norddeutsche — freihändlerische Liberalismus der hier ausschlaggebenden sechziger Jahre stützt sich zwar, wie einst die englischen Freetrader, wesentlich auf jene grosse, verschwommene Wähler- und Bevölkerungsmasse, die man „aufgeklärtes Bürgertum“ nennt. Aber für die deutsche „Mittelklasse“ war der Freihandel mehr gefällige Decoration, die man mit in Kauf nahm, weil man um der theoretischen Consequenz willen nicht anders konnte und keinen Grund zur Ablehnung sah — mehr Anhängsel der in erster Linie erstrebten Gewerbefreiheit, gewissermassen die Verlängerung der ersehnten inneren Freiheit der Concurrenz nach aussen. Wenn in England schliesslich die unabweislichen Lebensbedürfnisse der grossen Industrie die innere treibende Kraft der Handelsreform bildeten, so fällt das in Deutschland ganz weg: die Industrie bleibt äusserlich teilnahmslos und innerlich vorwiegend weiter schutzzöllnerisch; ihre Anschauungen treten nur zeitweilig in den Hintergrund gegenüber anderen drängenderen Reformen und vor allem auch gegenüber den Notwendigkeiten der preussischen Expansionspolitik, für welche

¹¹⁾ Die Fabrikindustrie des Zollvereins. Leipzig, 1848; pag. 78.

Zollermässigungen das Mittel bilden, Oesterreich immer weiter vom Zollverein zurückzutossen und eine Anlehnung und Stütze bei den Westmächten zu gewinnen. Ein wuchtigeres, einheitliches materielles Classeninteresse für den Freihandel wirft in Deutschland immer noch vorwiegend die Landwirtschaft in die Wagschale; sie klagt, dass sie von den Zöllen nicht nur nichts hat, sondern dass ihre Arbeiter weiter nach den zollgeschützten Industrievieren abwandern: wolle die Landwirtschaft den Mangel an Arbeitskräften durch Maschinen ersetzen, so werde sie von den Industriemagnaten abermals durch höhere Preise geschädigt.¹²⁾

Die ungleichartigsten, widerstrebendsten Elemente finden sich so in der deutschen Freihandelsbewegung zusammen, und auch nicht eines dieser Elemente kann eine dauernde wirtschaftliche Führung Deutschlands beanspruchen: Beamte und Kleinbürger, die billige Kleider — Grossgrundbesitzer, die wohlfeile landwirtschaftliche Maschinen und womöglich auch billigen Rotwein¹³⁾ — und an der Spitze neben ein paar grossen Hansen . . . der Congress Deutscher Volkswirte, vorwiegend nach überkommenen theoretischen Vorstellungen und vom Standpunkte des festen Gehaltes und des reinen Consumenten aus urteilend, jedenfalls aber ohne besondere Föhlung mit den Preisfechtern der grossgewerblichen Production, der grossen Industrie.

Auch eine lebhaftere Beteiligung grösserer Arbeiterschichten wird man — soweit ich mir hier ein Urteil erlauben darf — zu jener Zeit kaum bemerken können. Im Gegenteile klagt Prince-Smith häufig über Arbeiterfeindseligkeit, die er allerdings dem Terrorismus und der Irreföhrung seitens der Fabrikanten zuschreibt. Indes hat diese freihändlerische Periode, die unter den gegebenen Umständen nur eine vorübergehende Episode in der Geschichte der deutschen Handelspolitik sein konnte, die Mehrzahl der deutschen Arbeiter allerdings dahin beeinflusst, liberal-aufgeklärt und freihändlerisch für ebenso zusammengehörig zu halten, wie das Ganze und den Teil — obwohl noch im Zollparlament ein norddeutscher Gutsbesitzer erklärte, er sei, weil conservativ, naturgemäss Freihändler. Erst am Ende dieser Periode beginnt ja die Scheidung der Arbeiterklasse von den Vorstellungen der bürgerlichen Linken.

Die künstliche Coalitionsbildung der deutschen Freihandelsbewegung bricht zusammen, sowie die einzige tragkräftige Säule herausfällt: die Landwirtschaft, die plötzlich sich von ihren auswärtigen Märkten verdrängt und jede, in der europäischen Wirtschaftsculturzone bisher für normal geltende Entwicklung von Getreidepreis und Grundrente über den Haufen geworfen sieht. Die lange zurückgehaltenen Schutzzollhoffnungen der Industrie leben wieder auf. Die ganze handelspolitische Constellation verändert sich Schlag auf Schlag.

Bezeichnenderweise finden wir auch jetzt die Arbeitervertreter durchaus nicht immer auf der Seite der äussersten handelspolitischen Linken. Bei der Tarifvorlage von 1870, die neue Zollherabsetzungen forderte, befand sich auf der Seite der Schutzzöllner — Herr von Schweitzer, der Nachfolger Lassalles.

¹²⁾ Vergl. Dr. Otto Wolff: Lebensskizze von Prince-Smith. Ferner Walther Lotz: Die Ideen der deutschen Handelspolitik. Leipzig 1892.

¹³⁾ Bismarck am 18. October 1849 im Landtag: „Wir bezahlen den Rotwein von Bordeaux, das naturgemässe Getränk des Norddeutschen, teurer, um den saueren Reben von der Ähr und der Nahe aufzuhelfen.“

„Von meinem Parteistandpuncte aus“ — urteilte er — „kann für eine Aufhebung bestehender Schutzzölle oder für eine Verminderung derselben nur in zwei Fällen eingetreten werden. Erstens nämlich bei einem Industriezweige, der in voller Blüte ist, der dem Auslande gegenüber vollständig concurrenzfähig ist. . . . Ebenso im entgegengesetzten Falle, wenn nämlich ein Industriezweig vorliegt, der im Absterben begriffen, der zweifellos dem Untergange verfallen ist.“ Diese Bedingungen fand er bei der deutschen Textilindustrie nicht erfüllt:

1877, als die Eisenzölle und die französischen Ausfuhrprämien zur Erörterung standen, war es wiederum Bracke, der — wie Auèr 1898 auf dem Stuttgarter Parteitag mittheilte: auf Grund eines „reiflich überlegten Fractionsbeschlusses“ — sich dahin äusserte:

„Wir erkennen an, dass es eine Anzahl Fälle geben kann, wo es geboten ist, der heimischen Industrie einen Schutz durch Zölle zu gewähren. Diese Fälle sind die folgenden: Erstens, wenn es sich handelt um eine sich entwickelnde und zu guter Hoffnung berechtigende Industrie, wenn also die Industrie im eigenen Lande noch zurückgeblieben ist gegenüber der gleichen Industrie im Auslande, aber die Bedingungen vorhanden sind, sie concurrenzfähig zu machen gegenüber dem Ausland. In solchen Fällen würden wir die vorübergehende Erhebung eines Schutzzolles für gerechtfertigt anerkennen. In einem anderen Fall, wenn nämlich die Beseitigung eines bestehenden Schutzzolles einen vernichtenden Einfluss auf die Industrie im eigenen Lande ausüben würde, würden wir auch anerkennen, dass es sich hier rechtfertigt, den bisherigen Schutz weiter beizubehalten. Es handelt sich da mit um die Lage der Arbeiter; gesetzt den Fall, eine Industrie habe sich während des Bestehens eines Schutzzolles entwickelt und durch Aufgabe dieses Zolles werde dieselbe plötzlich dem Ausland gegenüber concurrenzunfähig gemacht, so würde das auch die Folge haben, dass eine grosse Anzahl von Arbeitern brotlos würde, und das können wir nicht wünschen. Ich betone da dem Herrn Abgeordneten Dr. Hirsch gegenüber, dass wir sehr wohl die Harmonie der Interessen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern anerkennen, wo sie vorhanden ist, dass wir es aber nicht für recht halten, wenn man eine Harmonie da findet, wo keine ist. Ein letzter Fall, in welchem wir gegen einen Schutzzöll uns nicht feindselig verhalten würden, ist folgender: wenn durch Reformen auf gewerblichem Gebiet eine ungünstigere Stellung der heimischen Industrie gegenüber der des Auslandes platzgreifen sollte. Das würde z. B. der Fall sein, wenn für die eigene Industrie Kinder- und Frauenarbeit sehr beschränkt würden, während die ausländische noch mit diesen billigeren Factoren arbeitet. Ich sage also, in einem dieser Fälle würden wir die Erhebung eines Schutzzolles für nicht ungerechtfertigt erachten.“

Selbst 1879 noch, bei der Bismarckschen Tarifreform und nach dem Socialistengesetze, tritt Max Kayser für industrielle Schutzzölle ein — von neueren Aeusserungen ganz zu schweigen.

So hat in der Praxis der Arbeiterbewegung der reine Konsumentenstandpunct, wie man ihn von der bürgerlichen Linken Norddeutschlands ziemlich unbesehen übernahm, niemals streng festgehalten werden können. Zwischen den Trägern des industriellen Produktionsorganismus, zwischen den Unternehmerleitern und den Arbeitern machte sich — trotz aller sonstigen, immer mehr sich verschärfenden Kämpfe — immer wieder, um mit Bracke zu reden, eine gewisse Harmonie der Interessen geltend.

Wenn der englische Freihandel, dieses Lebens- und Entwicklungsbedürfnis der englischen Weltmarkts-Grossindustrie, selbst in seiner grössten Zeit die Arbeitermassen kaum mit fortreissen könnte, so ist es vollends kein Wunder, dass diese Massen auch der deutschen Freihandelsbewegung meist recht ferngeblieben sind, die mit der deutschen Industrie niemals in engem Zusammenhang gestanden hat und auch heute noch nicht steht — trotz aller Eingänger und Eingängerorganisationen; die gerade in der Gegenwart wieder einmal ein so

grosses Wäsen von sich machen, als ob sie den Kern der Industrie hinter sich hätten, während sie so gut wie gar nichts hinter sich haben.¹⁴⁾

Der sachkundigste, erfahrenste Führer des deutschen Freihandels, Ludwig Bamberger, hat sich hier in seinen letzten Lebensjahren gar keinen Illusionen mehr hingegeben. Die deutsche Freihandelsbewegung, im alten Sinne des Wortes, war für ihn tot, und er schrieb im Herbst 1896 resigniert, aber zutreffend, wie fast immer: „Mit dem Freihandel ist in Deutschland gründlich aufgeräumt, und ein praktischer Politiker, selbst wenn er die Macht dazu hätte, könnte nur auf Stillstand, nicht auf Umkehr bedacht sein. . . . Darum haben auch alle Bestrebungen der Freihändler sich seit länger als einem Jahrzehnt darauf concentrirt, nur zwei Ziele im Auge zu behalten: die Verhinderung weiterer Zoll erhöhungen und die Vermeidung der Zollkriege.“¹⁵⁾

So der klügste Führer der Consumentenpartei, von der die Arbeiter stets, ihrer ganzen Classenstellung nach, mindestens ein Stück oder unter Umständen sogar sehr weit nach rechts abzurücken haben.

Wenn demgegenüber bei uns Socialdemokraten mitunter die Anschauung auftaucht: wir hätten die Aufgabe, die Industrie über ihre wahren Interessen aufzuklären und sie mit unserer geistigen Ueberlegenheit, mit unserer unendlich überlegenen Kenntnis der internationalen Productions- und Concurrenzverhältnisse dem Freihandelsiege entgegenzuführen — so beweist das nur, wie richtig die im Anfang erwähnte Meinung ist: dass uns die massgebenden handelspolitischen Interessenströmungen und möglichen praktischen Streitfragen der Gegenwart noch immer gänzlich fremd sind.

Agrarzöllnerische Ueberhebungen kann man sicherlich nur durch eine Bundesgenossenschaft von Industrieunternehmertum und Industriearbeiterschaft bekämpfen — das liebe freihändlerische und freisinnige Kleinbürgertum nebst den paar Hansen- und Börseanern mag ja dabei immerhin als Schwanzpartei mitwirken. Aber mit den heute bei uns im Schwange befindlichen Vorstellungen über die „industriellen Interessen“ und unseren „Consumentenstandpunct“ wird sich schwerlich eine solche Bundesgenossenschaft anbahnen und fördern lassen.

Nochmals die Moral.

Von

Conrad Schmidt.

(Berlin.)

In dem Artikel: Socialismus und Ethik¹⁾ hatte ich einen Versuch gemacht, die Grenzlinie anzugeben, bei der sich die Kantsche Moraltheorie, die nur eine Analyse, eine begriffliche Verdeutlichung des wirklich vorhandenen, naturwüchsig entwickelten moralischen Bewusstseins sein will, von eben diesem Bewusstsein meines Erachtens offenkundig scheidet. Die Ausführungen waren hervorgerufen durch einige neuerdings erschienene Schriften, in denen ein innerer, wenn auch einstweilen noch latenter Zusammenhang zwischen Kants praktischer Philosophie und der socialistischen Gedankenwelt behauptet worden war.

¹⁴⁾ Der Artikel ist bereits längere Zeit vor der Berliner Commerzienratsversammlung geschrieben, durch dieselbe aber nur bestätigt worden.

¹⁵⁾ Die Nation vom 5. September 1896.

²⁾ Socialistische Monatshefte, 1900, No. 9, pag. 522 ff.

Woltmann hat als Vertreter dieser Richtung in der vorigen Nummer geantwortet.²⁾ Er hat sich dabei in Sachen der Moralphilosophie, vielleicht noch rückhaltsloser wie in seinen Schriften, zur Kantschen Lehre bekannt. Ja, er ist so durchdrungen von der Ueberzeugung, dass, wo gesellschaftliche Postulate erhoben werden, diese im letzten Grunde auf die Basis des Kantschen „Moralgesetzes“ zurückweisen, dass er sogar im Erfurter Programm, den Urhebern desselben unbewusst, die Stimme des kategorischen Imperativ wiederhallen hört. Auf das, was ich als die entscheidende Vorfrage in den Vordergrund zu rücken suchte, ob denn das wirkliche moralische Bewusstsein, so wie wir es heute in uns und unserer näheren Umgebung vorfinden und anerkennen, mit dem in der Kantschen Theorie rationalistisch construierten Moralbewusstsein, wenigstens der Grundlage nach, übereinstimme, hierauf ist er freilich, zu meinem Bedauern, kritisierend nicht näher eingegangen. Und doch ist das der springende Punct. Von der Zergliederung der Erfahrung hebt jede Theorie an, und in der Erfahrung hat sie die Controle der von ihr gewonnenen Schlüsse.

„Eine Moral, die nicht unbedingt ist“, versichert uns nun Woltmann, „ist überhaupt keine Moral, sondern gleissnerisches Blendwerk.“ Das sind Worte! Man kann den Satz ebensogut umkehren in den andern: „Eine Moral, die unbedingt sein will, ist überhaupt keine Moral.“ Denn wenn überhaupt etwas in diesen Dingen klar ist, so dieses, dass Normen, also auch moralische Normen des Handelns, überhaupt nur möglich sind für Wesen, die durch ihr Gefühl, durch Lust und Unlust, irgendwie an dem Erfolg, der bei dem Handeln herauskommt, interessiert sind. Sieht man von dieser Grundbedingung, also dem Glückstreben der vergesellschafteten Individuen ab, so verliert die Moral, auch die Kantsche, völlig den Boden unter den Füßen. Denn dann giebt es, wie man treffend gegen Kant bemerkt hat, „gar keine Maxime, die man nicht als allgemeines Gesetz aufstellen könnte; vielmehr eignet sich zu einer solchen Verallgemeinerung z. B. diejenige, jedem das Seinige zu nehmen, ebensowohl als die andere, jedem das Seinige zu lassen. Die erste führt freilich zu lauter Unordnung und Unglück, und nur die andere zu Ordnung und Glück. Aber dieser Unterschied hat bloss dann Bedeutung, wenn man es als selbstverständlich schon zugiebt, alles Handeln müsse auf die Erzeugung von Gütern und deren Genuss gerichtet sein. Der Versuch Kants beweist also nur, dass auch die am strengsten gemeinte Moral gar nicht jede Verknüpfung mit dem gefürchteten Begriff der Lust vermeiden kann.“ Diese Art der Bedingtheit wird in dem Begriff der Moral selbst mitgedacht und ist von ihm, wie doch wohl auch Woltmann zugeben wird, schlechthin untrennbar.

Hierdurch ist aber von vornherein jeder Versuch, a priori, d. h. ohne Beziehung auf den zu erwartenden, gesellschaftlich interessierenden Erfolg des Handelns, ein System moralischer Gebote und Verbote zu entwickeln, an der Wurzel abgeschnitten. Jedes derartige Unternehmen läuft auf Selbsttäuschung hinaus. Die Kantianer werden nun freilich erwidern, dass diese Erwägungen für den positiven Inhalt der Moralgesetze allerdings Geltung haben, dass es aber auf die Erkenntnis dieses positiven, historisch wechselnden Inhalts auch nicht in erster Reihe ankomme. Hinter all diesen Verschiedenheiten stehe ein Bleibendes und Gemeinsames. Und eben dies werde durch die formalistische Methode der Kantschen Moralphilosophie in überzeugender Weise klar gelegt. Aber für den spezifischen Wert dieser Methode fehle den Gegnern das Organ, der von Kant eingenommene methodische Standpunct bleibe für alle solche, am Stofflichen festklebenden Argumentationen unerreichbar.

²⁾ Ludwig Woltmann: Die Begründung der Moral. Socialistische Monatshefte, 1900, No. 11, pag. 718 ff.

Gut! Also versuchen wir es mit diesem berühmten formalistischen Verfahren! Gehen wir statt von dem positiven Inhalt der moralischen Normen von der Thatsache aus, dass der Mensch, wenn wir ihn moralisch nennen, jedenfalls doch nicht bloss nach Laune und Willkür, oder nach Erwägungen des Nutzens, sondern irgendwie auch nach „Normen“ oder „Grundsätzen“ handelt, dass er diese Grundsätze, wenn sie in Conflict mit seinem privaten Nutzen gerathen, durch die That als das Höhere, dem sich das persönliche Interesse unterzuordnen hat, anerkennt. So haben diese Grundsätze für ihn eine von der Rücksicht auf den unmittelbar zu erwartenden Erfolg seines Handelns in gewisser Hinsicht losgelöste, feste und bleibende Geltung. Mithin, welches immer der positive Inhalt der moralischen Vorschriften sei, soviel lässt sich im voraus sagen, dass, wenn überhaupt moralisch gehandelt werden soll, jedenfalls nach Grundsätzen wird gehandelt werden müssen. Dass der Mensch nach Grundsätzen oder „gesetzmässig“ handeln könne, ist die gemeinsame formale Voraussetzung, die in jedem Moralebot mitgedacht wird. Das weitere ist aber dann die Frage: wodurch sind die Grundsätze, die wir als moralisch anerkennen, näher charakterisiert? Dadurch, sagt Kant, dass wir ihnen eine allgemeine Geltung wünschen und wünschen müssen. Und hiermit mündet das formalistische Raisonement, trotz allen Sträubens, doch ganz offenbar wieder in die Erwägung aus, von der das gewöhnliche Denken über die Moral seinen Ausgang nimmt. Darüber, welche Grundsätze als allgemein geltende gewünscht werden, darüber haben die Menschen als Gesellschaftswesen, die als solche an dem Glück oder Unglück bringenden Erfolg ihres Handelns interessiert sind, auf Grund dieses ihres Interesses zu entscheiden. Der positive Inhalt der Moral wird aus den gesellschaftlichen Bedürfnissen heraus geboren und ist nur in Beziehung auf sie verständlich. Nicht in der Vernunft oder dem rationalen Interesse, dass überhaupt „gesetzmässig“ gehandelt wird, sondern vielmehr in dem gesellschaftlichen Interesse, welches eines so und so zu bestimmenden gesetzmässigen Handelns notwendig bedarf, liegt der Entstehungs- und, für den Menschen als Gesellschaftswesen, zugleich der physiologisch wirksame Verpflichtungsgrund der moralischen Normen. Das bloss formalistische Postulat, dass „gesetzmässig“ gehandelt werde, hat von dieser seiner näheren Bestimmung losgelöst, durchaus keine das Gemüt erregende Bedeutung, kann also auch in keiner Weise die allgemeine Grundlage, der Bestimmungsgrund des Gewissens sein. Es ist eine bloss logische Bestimmung, die an und für sich, ohne Zusammenhang mit irgend welchen positiven Gütern, die durch eben diesen gesetzmässigen Handeln erzeugt werden sollen, betrachtet, durchaus keinen Vorzug vor der entgegengesetzten logischen Bestimmung, dass etwa das Handeln ein durch Grundsätze ungerichtetes sein solle, beanspruchen kann.

Und darum, weil die Normen letzthin auf das gesellschaftliche Interesse, nicht auf eine abstracte „Gesetzmässigkeit“ à tout prix postulierende Vernunft zurückweisen, darum kommt ihnen auch eine nur relative Allgemeingiltigkeit für das naturwüchsige moralische Denken zu; auch dann, wenn wir als ganz unparteiische Zuschauer zu urteilen haben. Der Mensch steht höher, als die Gebote; es giebt Fälle, wo er den Bruch derselben mit völlig „gutem Gewissen“ billigt. Und wenn Woltmann an dem absoluten Verbot der Lüge als Kantianer festhält, warum denn nicht auch gleich an dem andern Kantischen absoluten Verbote einer gewaltsamen Revolution? Die rationalistische Begründung müsste in dem zweiten Fall für einen richtigen Kantianer doch eben so triftig, wie in dem ersten sein! Freilich ein unbequemes Beispiel, wenn man für die organische Verbindung von Socialismus und Kantianismus plaidiert! Es ist schlimm genug, dass sich in der Rechtsprechung, die ja an harte unelastische Formeln gebunden ist, summum jus so häufig für unser menschliches Gefühl in summa iniuria verwandelt; sollen die Menschen nun etwa den gleichen, dort

unvermeidlichen blinden Automatismus der absoluten Regelhaftigkeit als höchstes, keine weitere Instanz zulassendes Gebot auch für ihr privates Leben und Urteilen proclamieren?!

Wie sehr Woltmann übrigens den lebendigen Contact mit der im Socialismus sich verkörpernden Denkweise durch das Hineinragen fremder, Kantisch angehauchter Ideen verloren hat, zeigt sich am deutlichsten in der bereits erwähnten seltsamen Interpretation des Erfurter Programms. Von der Forderung: „Gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechtes und der Abstammung“, behauptet er, sie sei ein „unbedingtes Postulat“, ein aus der praktischen „Vernunft“ geschöpftes Postulat, das sich anders, als rationalistisch, gar nicht begründen lasse. Warum aber stellen es denn gerade die Arbeiter, und nicht etwa die anderen Gesellschaftsclassen, auf? Warum in dieser Zeit, bei dieser Constellation des Classenkampfes? Ist das etwa auch in der „Vernunft“ begründet? — Und dann: fassen denn die Socialisten selbst diese Forderung als ein „unbedingtes“ Postulat auf? Gleiche Rechte und Pflichten, das würde als eine gegen die heutige Gesellschaft ausgespielte Forderung doch vor allem: Gleichen Entgelt für gleiche Arbeitsleistung, Abschaffung des arbeitslosen Einkommens bedeuten. Die Socialisten sind von dem Gedanken, hiermit ein „unbedingtes“, absolutes, für alle Zeiten Geltung beanspruchendes Postulat aufzustellen, bekanntlich so weit entfernt, dass sie im Gegenteil nicht müde werden, immer wieder und wieder auf die „Bedingtheit“ desselben hinzuweisen. Sie als die Unterdrückten und daher an der Gleichheit interessierten, sie als die Angehörigen eines Productionsorganismus, der nach ihrer Ansicht die Verwirklichung einer solchen Forderung ohne Gefahren für die Productivität der Arbeit, zum ersten Male in der Weltgeschichte zulässt, ja für seine technische Fortentwicklung direct verlangt, stellen jene Forderung. Nicht zugegeben, aber angenommen einmal, die weitere Entwicklung zeigte, dass privates Capital innerhalb gewisser Grenzen für den socialen Organismus auf lange hin noch nützlich wäre, würde dann etwa auf Grund der Erwägung, dass mit diesem privaten Capital arbeitsloses Einkommen verbunden ist und dieses dem Postulat der „gleichen Rechte“ widerspricht, das Privatcapital beseitigt werden? Würden es die Socialisten aus diesem Grunde beseitigen wollen? Wo bleibt denn also da die „Unbedingtheit“?

Solche Interpretationen — und es ist wirklich nicht abzusehen, auf welche Weise sonst die specifisch Kantsche Moralphilosophie vor den Wagen des Socialismus gespannt werden könnte — klären nicht auf, sondern verwirren. Sie führen direct in jenen raisonnierenden Utopismus, gegen den Marx und Engels ihre schärfsten Waffen wandten, zurück.

Hinaus über den Naturalismus?

Von

Wilhelm Bölsche.

(Friedrichshagen.)

Herman Grimm, der sich vor so vielen seiner Collegen immer wieder dadurch ausgezeichnet hat, dass er nicht bloss Kenntnisse, sondern Gedanken hatte: er hat wiederholt betont, dass die Dichtungen die wahren Geschichtsquellen seien. Historiker und Aesthetiker haben an dem Wort gemäkelt. Umsonst; denn es ist ein Wort aus der Tiefe, ein wahrhaft erlösendes Wort für den echten Historiker wie für den echten Aesthetiker.

Auch die naturalistische Dichtung des XIX. Jahrhunderts wird in diesem Sinne einmal historisches Document sein.

Ich liebe dieses Wort nicht besonders. Es hat durch Zola eine enge Bedeutung bekommen, die der Kunst nicht gerecht wird. Eine Dichtung ist gerade deswegen eine so eminente Geschichtsquelle, weil sie mehr ist, als das, was wir gewöhnlich unter einem Document verstehen. In ihr bleibt uns ein Stück pulsierendes Leben einer Zeit übrig, mit jenem Geheimnis ewiger Jugend und angeborener Unsterblichkeit, wie es Werken der Kunst gleichsam zum Ersatz dafür verliehen ist, dass sie niemals bürgerlich reale, mit Händen zu greifende „Wirklichkeit“ gewesen sind.

Gerade aus dieser Kraft heraus wird man am Naturalismus den Menschen kennen lernen, wie ihn die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts gesehen hat.

In seiner Grösse und in seinen Schranken. Grösse und Schranken dieses neuen Menschen bestimmen auch das naturalistische Drama, wie es bei uns um die Wende zur Neunzig einsetzte. Ein ganzes Teil dessen und vielleicht das sachlich Ernsthafteste, was man gegen seine Technik damals einwarf, hatte keinen anderen Grund, als eben diese neue Auffassung, diesen neuen Anblick des Menschen. Hier aber steckte Jahrhundertarbeit im grossen. Die Kunst bot bloss den Rechnungsabschluss, der auf einmal offenbarte, was geworden war.

Der biblische Mensch, der Schicksals- und Gott-Mensch im alten Sinne war ganz in der Stille zusammengebrochen.

Als neue echte Dichter erstanden, um mit dem Menschen „zu leiden, zu weinen, zu geniessen und zu freuen sich“, da trafen sie mit junger Kraft auf eine vollkommen veränderte Anschauung vom Menschen. Am Wissen war diese Traube gereift, die jetzt als goldener Trank im Dichterbecher schäumen sollte. Die Naturforschung hatte einen neuen Menschen auf den Plan gesetzt. Sie hatte dem alten Menschenkoloss von so viel Jahrtausenden die Füsse abgeschlagen und den Kopf.

Der Mensch kam nicht mehr herauf aus dem Euphratlehm durch einen Act des Absoluten. Alle die alten Coulissen lagen am Boden. Die luftweisse Schöpfungscoulisse mit dem „Nichts“, die grüne Paradiescoulisse, die wasserblaue Sündflutcoulisse, die Flammen auf Sinai und der Wein, der durch ein „Wunder“ aus dem Wasser wurde zu Kanaan. Und der Mensch ging nicht mehr los auf das andere grosse Schauspiel, das letztlich endgiltige, wo die Posaune klang und die Knochen sich sammelten und die Weltenbühne sich für jeden in die zwei grossen Mysterien oben und unten sonderte: Himmel mit ewiger Belohnung, Hölle mit ewiger Qual, — und in beiden der Mensch heimgekehrt in dasselbe Absolute, dem er einst entsprungen war.

Auf der wirklichen Weltbühne spielte jetzt ein ganz anderes Stück. Der Mensch heraufwandernd aus der Natur. Nebelflecke sich ballend zu Sonnen. Eine Erde, die als heisser Tropfen von solcher Sonne fiel. Auf dem ersten Kältehäutchen dieser Glühsuppe organische Zellen sich bildend. Steinkohlenwälder aus klapperndem Schachtelhalmkraut. Ichthyosaurier und Pterodaktylen. Ein Gibbon-Affe steigt vom Urwaldbaum und läuft aufrecht, die Arme über den Kopf balanciert. Er zerschlägt Feuersteinknollen zu hartem Werkzeug und entfacht in seiner Schutzhöhle ein Herdfeuer.

Das ist der Urmensch, der sich aus dem Bestialischen in tausend Gefahren heraukämpft bis zum Culturwesen. Allein, ohne Offenbarung. Er lernt gut und böse nicht als braver Schüler vor einer Schiefertafel mit Moralgesetzen, sondern gut ist, was sanft thut im Leben, böse, was haut. Von da zimmert er sich seinen Moralcodex bis herauf zu den Lehren, der Bergpredigt.

Immer aber ist er der alte Sohn der Affenwälder von ehemals. Im Mutterleibe wiederholt jeder einzelne noch einmal körperlich die alte bestiale Tierheit als Embryo, — bis heute. Für jeden einzelnen sind an jedem Tage seines Lebens gut und böse immer wieder Dinge, die neu erobert werden wollen, die ewig mit den Verhältnissen das Antlitz wechseln. Alles fließt in jedem Moment, und es fließt auch dem Blicke so fort in alle Zukunftsfernen hinaus. Der einzelne stirbt heute noch genau so, wie der Affe und der Ichthyosaurus vor Millionen Jahren, er zerfällt in Atome, — wohin? Ins Unbekannte. Die Menschheit aber rauscht weiter auf ihrem Planeten. Wohin? Ins gleichermassen Unbekannte! Vielleicht zerplatzt, verpufft der Planet einmal, wie eine Rakete. Aber der Stoff, die Kraft kennen kein Ende. Nach der Entwicklungsphase dieser Welt eine neue. Ein Schauspiel ad infinitum, in ewiger Relativität, nie beim Vorhang des Absoluten.

So ungeheuer dieses neue Weltbild, dieser neue Mensch ist, so unhemmbar die Wucht seiner Beweise ist — in einem ist es dem alten unterlegen.

Es hat einen fragmentarischen Zug.

Es hat etwas vom Torso behalten, dem Kopf und Beine fehlen. Es ist unendlich viel, eine ganze Sternwelt, ganze Urwelt, unendliche Zukunftsentwicklung oben und unten angesetzt worden. Aber im Grunde sind's alles nur Körperstreckungen — kein absoluter Kopf und Fuss

Es ist ja auf der Stelle klar, woran das liegt und liegen muss. Es hängt an dem ganzen Begriff ewiger Entwicklung. Wir sehen als Geschichte, wie als Folge, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, immer jetzt nur einen mehr oder minder langen Entwicklungsausschnitt, — eine Kette, die aus dem Unendlichen kommt und ins Unendliche läuft, — ein Wegstück in der Sonne, aber hinten mit Nebel und vorne. Das liegt einfach im Wesen unseres neuen Weltbildes.

Aber zu leugnen ist nicht: es giebt ihm den Stempel des Fragmentarischen. Und dieses Fragmentarische verstärkt sich noch für den Einzelmenschen.

Eine Welle im endlosen Strom, die ansteigt und sinkt. Woher? Wohin? Das Woher verzweigt, verliert sich in geheimnisvolle Existenzen eines geheimnisvollen Keimplasmas, voll unklarer Vererbungen, im mikroskopischen Raum einer Samenzelle, einer Eizelle gehäuft die Verdienste und Sünden einer unabsehbaren Kette der Ahnen, mit der Wucht einer prädestinierten Welt herabstürzend auf das Individuum vom Tage seiner Zeugung an:

Das Wohin ist ganz düster. Heim in die anorganischen Elemente. Kein Mensch weiss aber noch, wo und wie eigentlich das Organische und Anorganische sich in ihrer Atomisierung sondern. Alle Lohn- und Straffidee nach dem Tode verflattert als Illusion. Die reale Welt schiebt Himmel und Hölle auf die Wohnungsnot. Im glühenden Erdinnern lohnt niemand. Zwischen den Nebelflecken im eisigen Raum straft niemand. Für die ganze Idee individuellen Fortlebens über den Tod hinaus hat das Jahrhundert keinen Anhalt, mit dem es etwas machen kann.

Zwischen Geburt und Tod aber, in diesem Leben: der einzelne immerfort nur ein Stein in einem ungeheueren Brettspiel. Nicht in einem bloss. In hunderten zugleich. Ueber ihn hinweg greifen unausgesetzt grössere Zusammenhänge, die zwar mit Individuen arbeiten, aber stets Tausende im Spiel haben.

und Tausende von Generationen dabei nach einander. Wirtschaftliche, sociale Brettspiele, nationale, politische, tausend und tausend Drohungen, Auswicklungen, Anläufe des kolossalen Ungetüms Menschheit. Und in diese Kelter der einzelne hineingeworfen, vermengt, ausgequetscht, verflüchtigt, ohne Blick über den Rand, ohne Idee, was er soll und was es mit ihm soll.

So sieht das XIX. Jahrhundert Welt und Mensch. Ein riesiges Fragment zerbrechend in Milliarden kleinerer Fragmente.

Und dieser fragmentarische Zug jetzt, meine ich, ist es, den man in der Dichtung dieses Jahrhunderts wiederfindet.

Die Dichtung des letzten Jahrhundertstücks ist die naturalistische. Also lebt er in der naturalistischen. Und da im Germanentum dieser Naturalismus vor allem auf der Bühne sich als echte Kunst zeigt, so beherrscht er diese Bühne in ihrer Hochkunst.

Der Vorhang hob sich, damals, in den Tagen, von denen wir sprachen, — und auf den Brettern stand dieser fragmentarische Mensch des XIX. Jahrhunderts, dieser Ansichtsmensch der neuen Naturforschung. Es liegt in der echten Kunst eine unsagbare Klarheit, eine Grellheit des Lichtes, gegen die selbst die exacteste Naturforscherbeleuchtung arm und grau wirkt. In diesem Lampenlicht, das bis ins Herz leuchtete, erschien der neue Mensch zum erstenmal wirklich ganz so fragmentarisch, wie er war. Auch die ganz Blöden sahen es jetzt, sie wurden erst im Theater gewahr, in was für einer Zeit sie lebten.

In der Kunst auf einmal kamen jene eben gestreiften Züge alle knüppel-dick heraus.

Der Mensch nicht frisch und jung aus eines Schöpfers Küche, hingesezt unter einen Paradiesbaum, dass er sich nun seinen Sündenapfel wähle oder seine Tugendreine wahre. Wie hübsch hatte sich mit dieser Voraussetzung ein Drama inscenieren lassen. Alle Personen kamen jungfräulich intact, ein unbeschriebenes Blatt aus der Maschine. Dann verteilte das Drama selbst die Rollen. Der wurde Sünder, der Engel.

Jetzt kroch der Mensch aus einem unendlich sich verlierenden Pfuhl uralter Entwicklungen. Vererbung, Ahnensünde, Gehirn, Veranlagung, Gespenster, hageldicht wie Sand am Meer hingen an ihm, wie zähe Algenstrünke, die er auftauchend mitschleppte. Das ganze Drama drohte sich aufzulösen im Blick auf diese Vorgeschichte, in unendlich verwickelter Exposition. Und dann doch ein Blick, der nicht zum rechten Uranfang kam. Denn dahinter lag's immer wieder bergetief, mit Salamandern und Molchen und Drachen. Im Fragmentarischen brach der Blick rückwärts schliesslich doch ab.

Wenn aber über diesen ersten Berg hinweg die eigentliche Handlung endlich doch einsetzte: nenne Retardierungen. Das Individuum, dieser Nerv, diese Seele jedes dramatischen Körpers, erschien zerdrückt, zerfetzt, zerschmolzen unter dem Druck von Allgemeingewalten: socialen Strömungen, socialem Leben, an dieses Sociale gebundenem Allgemeinfortgang der Moral. Stände, Classen, Volk, schliesslich Menschheit zerpressten unter sich den „Menschen“.

Brauche ich Beispiele zu nennen? Mit welcher Riesenkraft, welcher Gewalt aus dem Vollen heraus Dichter das erfasst, damit gerungen haben, — ich brauche nur an Hauptmanns Weber zu erinnern, die für mich der grandiosste Versuch sind, der jemals in dieser Dramatisierung des Socialmilieus auf Kosten des einzelnen gemacht worden ist. Aber wer an das alte, ewig

junge Wort dabei denkt: dass das Individuelle Brot und Salz des Dramas ist, — der mag doch sagen, ich gebe es willig als eigene Grundempfindung zu vor einem Stück, das mich erschüttert hat bis in jede Faser mit allen Schauern der Grosse: es „bleibt ein Erdenrest“, wie es im Faust heisst, — es bleibt das Fragmentarische. Das Individuum ist bloss ein Fragment innerhalb des Allgemeinen, kein Souverain hier.

Nun vollends der Schluss. Das haben viele, ich sage beinah alle, empfunden: das naturalistische Drama weiss am Ende mit seinen Conflicten, seinen Personen verzweifelt wenig anzufangen. Das Sociale, ethisch sich Entwickelnde, das Allgemeine rauscht fort, — über die fünf Acte hinaus in fünf Jahrtausende. Nicht einmal die ungeheure Vergangenheit-Meduse schaut im kurzen Leben von ein paar Individuen auf ein Ziel, das sie endgiltig versteinte, — sie starrt über die Handlung fort ins Weite, „denkt Kinder und Enkel“. Das Individuum selber aber hat im Glauben des XIX. Jahrhunderts keine separate Stätte seiner Schuldbefreiung und seines Tugendlohns. Darf man ihm doch nicht einmal mehr von einem Erwachen sprechen. „Die sind nun tot,“ sagt Falstaff, „da hilft kein Beten.“

So hat selten, vielleicht nie, eine Epoche unzweideutig starker dramatischer Kunst mit so schlechten Abschlüssen sich beholfen, wie die naturalistische des XIX. Jahrhunderts. Gleich Vor Sonnenaufgang, dieses liebe Pionierstück, das in der deutschen Kunst einen Einschnitt, eine Marke bezeichnet auf immerdar, that es da zuvor. Dolche und Flintenkugeln, der Schuss eines Rappeligen, die verirrte Kugel einer Revolte, die Pistole eines Gelehrten in einem Liebesconflict, — immer diese Schiesserei und Morderei mit dem Ruf „Vorhang falle, ich weiss nichts mehr“, — den Sargdeckel darauf, — der Rest ist Schweigen. Fragment! Fragment!

Es sassen, wie gesagt, genug im Theater, die damals überhaupt nicht mehr wussten, was echte Kunst war. Sie erwarteten einen Maskenball „unter uns“, — und auf einmal kam Kunst . . . Ich betone: eins ist denen noch zuzugeben.

Diese grosse Kunst hatte eben das Gesicht des XIX. Jahrhunderts und darin das Fragmentarische. Mag das für damals als mildernder Umstand gelten. Das XIX. Jahrhundert ist jetzt, ich glaube, herum. Die Astronomen sind sich noch nicht einig, und es empfehlen sich zwei Sylvesterpunsche. Aber haben wir in diesem Interregnum schon ein Recht, von jener fragmentarischen Ecke aus auf den Naturalismus zu schimpfen?

Ist unsere Weltanschauung etwa schon eine weiter geläuterte, eine befreite über die hinaus, die das Jahrhundert seinen Dichtern gab? Ist in ihr das Fragmentarische eine Stufe weiter wieder zurückgedrängt?

Hier liegt die wahre Arbeit, die man den Schreibern, den Heissspornen vorhalten möchte. Unsere naturwissenschaftliche Weltanschauung so aus- und umbilden, dass ein ganzer Mensch wieder darin wohnen kann, dass ein ungequetschtes, ungemassregelttes Individuum wieder darin Platz findet, — das ist die Aufgabe für uns Zwanzigjahrhundertler. Wenn wir das erringen, wird die Dichtung es uns singen. Wir alle arbeiten dann mit an ihr. Aber diese Arbeit wird nicht gethan mit ein paar Phrasen vom Hauptmann, auf den „wir“ schwören wollten, und der uns auf einmal nicht Wort hielt.

Der Londoner Hooliganismus und seine Ursachen.

Von

Eduard Bernstein.

(London.)

- Seit Jahren ertönen in London Klagen über das Zunehmen der Roheit in gewissen Classen der ärmeren Bevölkerung der Weltsadt. Es ist besonders die halbwüchsige Jugend dieser Classen, über deren Auf- führung auf den Strassen Beschwerden aller Art ertönen. Raufereien wütesteter Art, unerträgliche Belästigungen und selbst Misshandlungen des Publicums werden von ihr berichtet, ihre Sprache wird als im höchsten Grade unflätig geschildert und ihr ein unmässiger Gebrauch von alko- holischen Getränken nachgesagt. Eine ganze Reihe von Strassen und Quartieren werden als geradezu unpassierbar bezeichnet, und Tot- schlägereien, die letzthin zwischen jungen Burschen der ärmeren Be- völkerung sich abspielten, warfen ein grelles Licht auf die Zustände in gewissen Volksvierteln. Grobe Ausschreitungen am Tage des Einzugs der City-Freiwilligen, -verstärkte Wiederholungen dessen, was sich am Tage nach der Entsetzung Mafekings abspielte, haben auch die Auf- merksamkeit des auswärtigen Publicums auf das Uebel gelenkt, das man heute in England mit dem Namen Hooliganismus bezeichnet, und das keineswegs auf London beschränkt ist, sondern sich in fast allen grösseren Städten Englands manifestiert.

Hooliganismus — der Name ist schon einige Jahre alt, und das Uebel nicht minder. Hooligan hiess der Führer einer Bande von jugend- lichen Raufbolden, die vor etwa drei Jahren gewisse Strassen Londons unsicher machten. Bald ward der Name ebenso zur Bezeichnung einer ganzen Gattung, wie anderwärts die Namen Alfons, Louis etc. Aber nicht in der gleichen Bedeutung. Ein jugendlicher Thunichtgut ist heute ein „Hooligan“, ohne dass er deshalb schon ein Zuhälter oder dergleichen zu sein braucht.

Aus der Thatsache, dass das Uebel schon seit Jahren besteht, geht schon hervor, dass es durchaus irrig ist, es, wie dies von verschiedenen Seiten geschehen, auf Rechnung des Krieges in Südafrika zu setzen. Der Hooligan feiert die Feste, wie sie fallen. Der Krieg giebt ihm natürlich erwünschte Gelegenheit, sich breit zu machen. Er mag auch zur Ver- mehrung des Hooligantums beigetragen haben, wengleich schwerlich in der Weise, wie es vielfach hingestellt wird, d. h. durch sein schlechtes Beispiel. Sicher wirken die Kriegsberichte lebhaft auf viele jugendliche Gemüther ein. Aber es ist nicht recht abzusehen, warum sie in ihnen diejenigen Neigungen erzeugen sollen, welche den Hooligan charakterisieren.

Als vor drei Jahren das Hooliganunwesen in voller Blüte stand, schob ein grosser Teil des Publicums die Schuld auf die sogenannten Penny-Dreadfuls — die um einen Penny das Stück feilgebotenen Mord- und Abenteuergeschichten. Die Sache schien so einleuchtend, wie nur möglich. In jenen Geschichten, die in den Zeitungsläden der Volksviertel in Unmassen verkauft werden, wird kein Effect gespart, der auf das junge Gemüt aufregend wirken kann. Muss nicht der Knabe, wenn sein Geist mit diesen Raub-, Mord- und Diebesgeschichten erfüllt wird,

schliesslich an ähnlichen Thaten Gefallen finden und zum Hooligan werden? So argumentierten viele, und der stets rührige Journalist Stead und andere Philanthropen veranstalteten Penny-Ausgaben von Erzähler- und Dichterwerken besserer Art, um dem Einfluss des Penny-Shockers, wie man die Abenteuergeschichten auch nennt, entgegenzuwirken.

Die gute Absicht und das Werk selbst in Ehren, aber in der Sache, die das letztere hervorgerufen, traf es durchaus daneben. Es war eine ganz ungerechtfertigte Annahme, dass die Shockers an ihr irgend welchen ernsthaften Antheil hatten. Ein namhafter Schriftsteller, der damals, um der Wahrheit des allgemeinen Aufschreis auf den Grund zu gehen, alle Shockers, die er aufreiben konnte, durchlas, kam zu dem Schlusse, dass sie unmöglich die Ursache des Uebels sein, zu ihm nennenswert beigetragen haben konnten. Die Shockers malen allerdings in crassen Farben, aber ihre Tendenz ist stets eine naive Volksmoral: das Laster erbricht sich, und die Tugend setzt sich zu Tisch. Gewaltthaten werden geschildert, aber verherrlicht wird nur immer die Entfaltung edlerer Eigenschaften, wie Mut, Selbstverleugnung, Pflichttreue, Gemeinsinn und dergleichen. Welche Anregung kann das Knabengemüt aus ihnen zur Anrempelung von Kindern und Frauen, Absingung obscöner Lieder, wüster Ueberfälle auf Einzelpassanten und dergleichen schöpfen? Blutwenig, wenn überhaupt irgend welche.¹⁾

Eigene Beobachtungen des Schreibers dieser Zeilen bestätigen dies. Knaben, die viele und längere Erzählungen lesen, sind, gleichviel, was sie lesen, gewöhnlich schon zum Hooligan verdorben. Der junge Bursche, dessen Gemüt sich an Abenteuern irgend eines Helden entflammt, und wenn es ein Schinderhannes wäre, wird allerhand Dummheiten begehen, aber auf Strassenroheiten wird er sich nicht werfen. Und darum glaube ich auch nicht, dass die Berichte vom Kriegsschauplatz irgendwie Nennenswertes zur Ausbreitung des Hooliganismus beigetragen haben. Auch sie preisen Dinge, die mit jenem nur wenig gemein haben. Eine gewisse Nahrung mag er aus ihnen gezogen haben, aber die Wurzel des Uebels liegt ganz wo anders.

Wer die Verhältnisse, unter denen ein grosser Teil der Bevölkerung Londons lebt, einigermassen kennt, für den ist nicht das wunderbar, dass es überhaupt Hooligans in London giebt, sondern nur, dass es nicht mehr davon giebt.

Denn thatsächlich ist das Uebel nicht so ungeheuerlich gross, wie es in gewissen Blättern und namentlich in den Berichten französischer russischer und österreichischer Blätter gemacht wird. Böartig ist es überhaupt nur in einem paar Stadtbezirken, wo es sozusagen endemisch ist. So in gewissen Teilen von Clerkenwell, von Southwark, von Whitechapel und einigen anderen Bezirken. Anderwärts ist der Hooligan wohl auch vertreten, aber in einer mildereren Species. Er treibt Unfug mit seinesgleichen, verübt einen grauenhaften Lärm, lässt aber das unbeteiligte

¹⁾ Weit mehr, als die Dreadfuls, sind die in Unmassen verkauften billigen sog. Witzblätter geeignet, die Gemüther zu verderben. Der Witz ist da meist ebenso platt wie roh, und die Illustrationen unsäglich geschmacklos. Zeitungshändler haben mir erklärt, dass sie diese „komischen Schnitzel“ etc. fast nur an Knaben und junge Burschen absetzen.

Publicum unbehelligt — insbesondere, wenn es ihn unbehelligt lässt und auf seine Witzchen nicht weiter reagiert.

Das war auch überwiegend die Signatur des Treibens am Einzugsstage der aus Südafrika heimkehrenden Londoner Freiwilligen. Wenn man berücksichtigt, dass eine nach vielen Hunderttausenden, wenn nicht Millionen zählende, alle Vorausberechnungen der Sicherheitsbehörden weit im Schatten lassende Menge sich an jenem Tage in den Strassen drängte, durch die der Zug der Freiwilligen gehen sollte und die durch Schmuck aller Art in Triumphstrassen verwandelt waren, dann erscheint die Zahl der Unfälle, Quetschungen etc., die sich dabei ereigneten, durchaus nicht übermässig gross, und von Gewaltthätigkeiten war wenig die Rede. Es giebt Situationen, wo sich selbst der Vernünftigste ein bisschen unvernünftig, der Ruhigste laut, der Zurückhaltendste ausgelassen benimmt. In einer sich drängenden, stossenden, durch stundenlanges Warten nervös gewordenen Menge verliert allmählich der einzelne seine Selbstbeherrschung und wird schliesslich ein dem allgemeinen Impuls widerstandslos folgendes Herdentier. Das ist eine alte, überall gemachte Erfahrung, und es ist pharisäerhaft-tendenziöse Uebertreibung, die Londoner Menge vom 27. October als bössartiger hinzustellen, als wie sich die Masse irgend einer Hauptstadt unter gleichen Verhältnissen gezeigt hätte.

Ganz abgesehen von politischer oder nationaler Voreingenommenheit, die ja heute England gegenüber besonders stark in Spiel kommt und von Elementen ausgebeutet wird, mit denen gemeinsame Sache zu machen die Socialdemokratie keines Landes Grund hat, sind die Uebertreibungen hinsichtlich der Strassenscenen am Einzugsstage auch auf Engherzigkeiten im Urtheil zurückzuführen, für die allerdings England einen besonders fruchtbaren Boden darbietet. Die englandfresserischen Blätter brauchen ihren Verstand und ihre Phantasie nicht in Bewegung zu setzen, um Material für die Verkommenheit des heutigen England aufzutreiben. Eine gewisse englische Presse liefert es ihnen in Hülle und Fülle gebrauchsfertig.

England ist das Land der starken Gewürze und der starken Contraste. Im allgemeinen zeichnet sich der Engländer durch eine hochentwickelte Selbstcontrolle aus, aber sie ist thatsächlich mehr Selbstbeherrschung im Sinne von Selbstunterdrückung, als das Product oder Zeichen wirklich vorhandenen inneren Gleichmuths. Es fehlt dem Engländer jene Leichtigkeit des Temperaments, die den südländischen Völkern eigen ist, sowie die mitteleuropäische Behäbigkeit und Beschaulichkeit. Und doch ist er wieder nicht — wenigstens der eigentliche Engländer nicht — im Besitz des gemessenen nordischen Temperaments, wie man es bei den rassenreineren Skandaviern findet. Viel mehr, als diese, ist er Ausbrüchen in der einen oder anderen Richtung ausgesetzt. Hinter der zur Schau getragenen Ruhe steckt oft eine hochgradige innere Ratlosigkeit, hinter dem den Ausländer so oft verletzenden Hochmut vielfach ein gutes Stück innerer Unsicherheit. Kurz, es steckt sehr viel innerer Zwang in ihm, und die Doctrin des inneren Zwanges hat denn auch in England ihre fanatischsten Vertreter. Ein Beispiel dafür ist — oder sagen wir lieber liefert — das britische Abstinenzlertum. Nicht alle Befürworter der Enthaltung von alkoholischen Getränken sind Fanatiker, aber ein guter

Teil der englischen Vertreter dieser Bewegung sind wahre Torquemadas der Bierverketzerung. „Fühlen Sie nicht, wie Sie mit jedem Bissen Fleisch mehr Bestie werden?“ soll der Dichter Byron einmal den Dichter Moore beim Essen gefragt haben. So denken und sprechen auch viele Teetotaler vom Biergenuss. Ihnen ist jeder Biertrinker ein unheimliches Wesen, und was sie im concreten Fall, bei persönlicher Bekanntschaft, über diese Unheimlichkeit hinwegsehen und den Menschen würdigen lässt, das wird vergessen, sobald es sich um Beurteilung von Vielheiten und Fernerstehende handelt. In ihnen sehen sie dann nur die Abstraction: Trinker, und so kommen die absurdesten, die falschesten Vorstellungen erweckenden Urteile zu stande. Hört man ihre Reden und liest man ihre Presse, so wird man immer wieder zu der Idee verleitet, England bestehe nur aus zwei Menschenklassen: Abstinenzlern und Säufnern. Aehnlich die Puristen des Geschlechtsverkehrs und andere Sittenreformer. Ich habe für all diese Bewegungen Verständnis und für einige sogar sehr starke Sympathie, verstehe auch, dass in der Agitation selbst es ohne Einseitigkeit nicht abgeht. Aber gerade, weil ich der Einseitigkeit in der Agitation ein gewisses Recht einräume, werde ich mein Urteil nicht von ihr abhängig machen. Wenn also der Teetotaler am 27. October London voller Betrunkener, der Friedensapostel es voller brutaler Raufbolde, der Sexualpurist es in ein grosses Bacchanal wüstester Orgien verwandelt sehen und von Saturnalien und dergleichen schrieben, so würde ich, auch wenn ich nicht zugegen gewesen wäre, wissen, was davon zu halten. Thatsächlich war es ein sehr geringer Procentsatz der die Strassen erfüllenden Menge, der sich in Excessen irgend welcher Art erging.

In der Ethical World vom 10. November schreibt mit Namensunterschrift ein Einsender:

„Ich stand am Einzugstage dicht bei einer Strassenkreuzung und in der Nachbarschaft eines Viertels, wo in der Zeit, wo ich zu warten hatte, Massen von Fabrikarbeitern Feiertag machten. Ich trug den orthodoxen Cylinderhut, und da ich von schwächtiger Figur bin, war ich vielleicht ein verführerisches Objekt für die „Hooligan“-Brüderschaft, wäre diese zahlreich vertreten gewesen. Wiederholt wurde ich von meinem Platz geschoben, und schliesslich fand ich mich durch „höhere Gewalt“ auf die andere, als die ursprünglich von mir gewählte, Seite der Strasse transportiert. Ich hatte daher Gelegenheit genug, den Charakter der Menge zu beurteilen, und ich stehe keinen Augenblick an, zu erklären, dass sie in ihrer Masse aus einfachen, aber anständigen Männern und Frauen bestand. Einmal verlor ich infolge eines durch die Ankunft berittener Polizei verursachten Gedränges den Hut vom Kopf, aber die Gelegenheit zu einem „Ulz“ auf meine Kosten blieb unbenutzt, und der Wandrer ward mir prompt und höflich zurückgegeben.

Mein Weg durchs West-End fand um elf Uhr abends statt, zu welcher Zeit diejenigen, die überreichlich sich in starken Getränken ergangen, dies, darf man annehmen, verraten mussten. Aber ihr Verhältnis zur Gesamtheit der Menge war wirklich ganz unbedeutend, wahrscheinlich nicht mehr, als man am Sonnabend Abend in armen Stadtvierteln sieht. Es gab viel Heiterkeit und massenhaft gutartige, wenn auch etwas gewöhnliche Spässe; aber obwohl, ich infolge eines am Morgen in der Daily News erschienenen Artikels danach ausschaute, sah ich kein Mädchen oder Frau, die geküsst wurden, wenn sie nicht durch ihr Verhalten oder ihre Mienen die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Verschiedentlich wurden mir von kecken Mädchen „Ticklers“ (die Spitzen von Pfauenfedern) ins Gesicht gewedelt, und ich glaube, ich wäre berechtigt gewesen, das mir in meiner Jugend eingeprägte moralische Recept: Ein Kuss für einen Schlag! zu praktizieren, wenn die Aussicht einladend genug gewesen wäre. Aber sie war es nicht, und so überliess ich diese angemessene Beschäftigung anderen meines Geschlechts, die in gleicher Weise attackiert wurden. Warum der Jugend diesen unschuldigen Spass missgönnt?

Das allgemeine Facit meiner Beobachtungen war, dass kecke Frauer und Mädchen geküsst wurden, bescheidene aber nicht . . . Uuzweifelhaft gab es viel gewöhnliche und laute Spässe. Aber der Gebrauch der Worte Orgien und Saturnalien für das ausgelassene Treiben war hinsichtlich der grossen Masse der Leute, die an jenem Abend die Strassen anfüllten, durchaus ungerechtfertigt.“

Zu diesen Ausführungen bemerkt die Redaction der Ethical World u. a., sie könne die „leichtfertigen“ Worte des Einsenders über das Küssen und Kitzeln nicht billigen.

Wer hat da recht? War die Thatsache, dass sich viele Arbeitsmädchen an jenen Tagen, wo eine freudig gestimmte Menge die Strassen Londons durchflutete, Pfauenfedern anschafften und damit Vorübergehende kitzelten, und dass Mitglieder des anderen Geschlechts — meist junge Bursche — die ihnen begegnenden Mädchen und junge Frauen küsstes, — war diese Thatsache ein Grund, über Sittenverderbnis zu jammern? An sich allein sicherlich nicht. Man kann den Anlass zu dieser „Saturnalie“ bedauern und wird die Fälle, wo das Küssen in roher, gewalthätiger Weise geschah und mit obscönen Gesten begleitet wurde, unbedingt verurteilen, aber an dem blossen Spiel mit den Federn und den Küssen Anstoss nehmen, dazu gehört ein griesgrämiger Rigorismus, zu dem ich mich nicht aufschwingen kann.

Ein Eingesandt in der Daily News vom 31. October bestätigt die obigen Angaben und begleitet sie mit einigen charakteristischen Bemerkungen:

„Auf meinem ganzen Wege (durch City und West-London) stiess ich auf keinerlei Roheiten oder Gemeinheiten. Obwohl ich mich oft in einer Menge von Mannern und Frauen aller Schichten eingeklemmt fand, konnte ich nur ein Obwalten ausserst gutmütiger Stimmung und Freundlichkeit feststellen, der ehrbarste alte Herr hätte unbeeinträchtigt seines Weges gehen können. Derbe Manieren und Ausgelassenheiten gab es in Menge, und häufig wurden die Mädchen, welche die Vorübergehenden mit Pfauenfedern kitzelten, in sehr unceremoniöser Weise umarmt.

Aber was wollen Sie eigentlich von einer grossen Londoner Menge haben? Ich danke Gott, dass wir noch ein Substrat harmloser Barbarei besitzen, ein Zeichen der Mannhaftigkeit und des Ueberschwangs, denen unser Reich so viel verdankt. Wir sind noch nicht ganz entnervt, unser Volk zeigt noch hin und wieder jene Liebe an Spass und Lustigkeit, die wir mit dem Begriff des Schuljungen verbinden, und ich wenigstens würde es für einen schlimmen Tag betrachten, wo das Londoner Proletariat mit jener Wohlständigkeit seines Weges gehen und sich unterhalten würde, an die wir auf dem Festland gewöhnt sind . . .

Die Sache mag ihre Kehrseiten haben, aber sie ist jedenfalls kein Zeichen von Verfall, und die Brut des alten Löwen ist noch nicht zu Pudeln entartet.“

Aus dem letzten Satz spricht eine Dosis Nationalstolz — wenn man will, sogar Nationaldünkel. Aber gleichviel, ob es ein Vorzug oder ein Nachteil Englands ist, so ist die Tendenz zu periodischem Abwerfen aller Zügel in der That ein alter Charakterzug des englischen Volks. Leser von Marx werden sich des Citats aus Postlethwaite erinnern, wo dieser, von Marx als Anwalt der Arbeiter aufgeführte Schriftsteller ebenfalls die Ungeberdigkeit der englischen Arbeiter als einen Factor der politischen und wirtschaftlichen Grösse Englands bezeichnet.

Die industrielle Entwicklung und das Leben in grossen Städten hat den englischen Arbeitern eine gute Portion jener Ungeberdigkeit, die Postlethwaite verteidigte, ausgetrieben, aber sie hat sie nicht völlig unterdrückt. Indes tritt sie heute, wenn sie sich in Excessen des Uebermuts aussert, in um so grösseren Contrast zu der Zurückhaltung, welche die

Masse der Engländer sich für gewöhnlich auferlegen. Und da dem Engländer die natürliche Anmut des Südländers abgeht, das künstlerische, bezw. das ästhetische Verständnis bei der Masse noch äusserst gering entwickelt ist, ist der Gegensatz nicht nur ein unverhältnismässig grosser, sondern auch ein in vieler Hinsicht unangenehm berührender.

Aber es ist in der übergrossen Mehrheit der Fälle nicht ein sittliches, sondern eben ein ästhetisches Deficit, das uns verletzt. Ich lebe jetzt mehr als zwölf Jahre in London, habe einen grossen Teil davon in der Nachbarschaft von Quartieren der ärmeren Bevölkerung zugebracht und bin oft genug in Volksansammlungen gewesen, aber ich könnte nicht einen Fall nennen, wo ich mich über Roheiten irgend welcher Art zu beschweren gehabt hätte. Zurufe verschiedener Art zeigten mir oft genug, dass man den Ausländer erkannte, aber sie waren fast immer harmloser Natur. Und so ist es auch vielen meiner Bekannten ergangen. Dagegen werden in London Attentate auf die Gehörsorgane Unbeteiligter verübt, die in der That zum Himmel schreien, und was dem Auge in Bezug auf geschmacklose und zerlumpte Kleidung und unschöne Manieren zugemutet wird, das kann vollen Anspruch auf den Namen höllisch erheben. Aber soweit nicht das bisher so mangelhafte Schulwesen dafür verantwortlich zu machen ist, sind es die jammervollen Wohnverhältnisse Londons, die dieses ästhetische Deficit verschulden.

Zu den Hauptschäden der modernen Grossstädte gehört, dass sie gerade diejenigen Seiten der Urwüchsigkeit verderben, denen, wenn kein anderer, so doch ein grosser ästhetischer Reiz innewohnt. So wird in den Grossstädten der fast immer charakteristische Volksdialekt in einen meist sehr abstossenden Jargon abgeschliffen und verfälscht. Das selbe findet mit den Trachten statt. Alles Charakteristische verliert sich und wird durch schlechte Nachahmungen der Kleidung der oberen Classen ersetzt. Indes machen natürliche Begabung und Umgebung da einen grossen Unterschied. Was hübsche Figuren und Gesichter seiner weiblichen Bevölkerung betrifft, so kann es London, glaube ich, sehr wohl mit Paris aufnehmen. Aber welcher Unterschied im Gebahren und der Kleidung der Pariser und denen der Londoner Arbeiterin!

Welcher Unterschied aber auch im Klima von London und Paris und in der Lebensweise der Londoner und Pariser Arbeiterin! Vielleicht lebt die Pariser Arbeiterin, was das Wohnen anlangt, in Bezug auf die Grösse des Wohnraums nicht besser, wie ihre Londoner Collegin. Trotzdem ist sie in diesem Punet besser daran, als diese. Denn das Wohnen hat für sie nicht die gleiche Bedeutung, wie für die Arbeiterin in London.

Die Engländer haben nicht umsonst ein und dasselbe Wort für Wohnen und Leben. Ihr Klima macht das Wohnen in viel höherem Sinne zur Lebensfrage, als dies in warmen oder beständigen Klimaten der Fall. Berücksichtigt man dies und vergegenwärtigt man sich, wie in der Häuserwüste London die grosse Masse der ärmeren Bevölkerung wohnt, dann versteht man die Sünden gegen alle Aesthetik, gegen die elementarsten Anforderungen der Reinlichkeit und Ordnungsiebe. Und dann versteht man auch das Vorkommen solcher Erscheinungen, wie des Hooliganismus.

Ich wiederhole, nicht das erscheint mir der Erklärung zu bedürfen, dass es in London, Birmingham, Liverpool und so weiter Hooligans giebt. Der Hooliganismus ist überhaupt keine neue Erscheinung. Neu ist an ihm lediglich der Name. Zu den verschiedensten Zeiten hat London Ausbrüche ähnlicher Art gehabt. Man kann sie ganz ruhig anderen Modeerscheinungen an die Seite stellen. Wie die Spiele der Strassenjugend, so hat auch die Art ihrer Excesse die Eigenschaft, der Mode unterworfen zu sein. Taucht eine solche Mode auf, so geht es wie bei einer Epidemie zu. Sie breitet sich aus, man weiss nicht, wie. Vorvoriges und voriges Jahr häuften sich in England in unheimlicher Weise die Fälle, wo Jungen versuchten, durch Belegen der Eisenbahnschienen mit Eisenstangen, Brettern, Steinen etc. Entgleisungen der Züge herbeizuführen. Durch örtliche Verhältnisse war die Sache nicht zu erklären, denn die Fälle blieben nicht auf einzelne Grafschaften beschränkt. Auch hatten die betreffenden Burschen bei ihren menschenfreundlichen Unternehmungen noch nicht das Beispiel des Boerenkriegs vor Augen. Es war eine Art geistiger Ansteckung. Irgendwo war die Sache zuerst gemacht worden, die Zeitungen hatten darüber geschrieben, die Jungen davon gelesen oder gehört, und so fanden sich bald hier, bald dort welche, die es juckt, die Geschichte auch zu versuchen. Dann kam die Gegenaction. Es wurde schärfer aufgepasst, wo Jungen erwischt wurden, erkannten die Richter auf Rutenhiebe, und allmählich hat die Epidemie nachgelassen, wenn sie auch noch nicht völlig ausgestorben ist. Erst am 8. October wieder ist in Buckinghamshire ein dreizehnjähriger Junge bei solchem Versuch abgefasst worden.

Zum Teil waren es diese Vorgänge, zum Teil das allgemeine Umsichgreifen des Hooliganismus, was vor etwa einem Jahre einen angesehenen englischen Juristen, Lord James of Hereford, bekannt als oft angerufener Schiedsrichter in gewerblichen Conflicten, zur Einbringung eines Gesetzesentwurfs veranlasst hat, der das gerichtliche Verfahren gegenüber jugendlichen Uebertretern gründlich ändern will. Dieser Entwurf, der im Haus der Lords drei Lesungen passiert hat, ist von Ethikern und Humanitariern bitter angegriffen worden, weil er die Vollmacht der Richter, Rutenstreiche zu verordnen, erheblich erweitern will. Bisher durften nur Knaben zwischen 10 und 14 Jahren zu solchen verurteilt werden, nach dem Entwurf sollen auch jüngere und ältere Knaben dieses Genusses theilhaftig werden dürfen (unter zehn Jahren mit höchstens sechs, zwischen zehn und vierzehn mit höchstens zwölf, ältere mit bis zu achtzehn Streichen), und dies nicht nur für criminelle, sondern auch für Ordnungsvergehen. Auf die Argumente, die gegen die Prügelstrafe sprechen, braucht hier nicht eingegangen zu werden; sie ist weder ein unfehlbares, noch ist sie, wo überhaupt gestraft wird, stets das wirksamste Heilmittel. Nur ist es übertrieben, ihr jede Wirkung abzuspochen.

Aber jedenfalls ist dieser Punct des Entwurfs der anfechtbarste. Sonst, und auch zum Teil durch diese Bestimmungen zielt der Entwurf darauf ab, die Verantwortung der Eltern für die Handlungen ihrer Kinder zu steigern. Unter bestimmten Verhältnissen sollen die Eltern beim Verfahren gegen jugendliche Uebertreter mit herangezogen und für deren Handlungen pecuniär haftbar gemacht werden können.

Es ist das eine Reaction gegen den allgemeinen Zug der Entwicklung, den Eltern immer mehr die Verantwortung für ihre Kinder abzunehmen. Wie sich das Verhältnis in einer zukünftigen Gesellschaft gestalten würde, mag dahingestellt bleiben. In der Gegenwart, vor allem in unseren grossen Städten, hat es seine grossen Nachteile. So lange das Kind nicht völlig öffentlichen Instituten übergeben wird, muss das Elternhaus die Schule in der Erziehung der Kinder ergänzen. Das Gefühl für diese Pflicht ist aber bei vielen Eltern noch nicht entwickelt, und in anderen wird es durch ihre Erwerbs- und Wohnverhältnisse abgetödet.

In der Contemporary Review vom Juni 1900 veröffentlicht der Londoner Gerichtsmissionär Mr. Jonas Holmes einen Artikel über den Jamesschen Gesetzentwurf. Nach ihm besteht eine ausserordentlich weit verbreitete Sucht in der Bevölkerung, die Kinder an irgend ein öffentliches Erziehungsinstitut — Arbeitsschule, Besserungsanstalt etc. — loszuwerden. Doch sind die betreffenden Eltern, schreibt er, keineswegs immer gerade die allerärmsten Leute. „Es kommt selten vor, dass eine arme, hart arbeitende Witwe bitten wird, man möge ihr ihr Kind wegnehmen. Nicht oft wird eine Witwe ihren achtjährigen Jungen beschuldigen, sie könne ihn nicht bändigen; aber häufig kommt es vor, dass Männer dies thun!“ Desgleichen verheirate Frauen in relativ guten Verhältnissen. Und diese Eltern, die frohen Muts ihre Kinder auf Jahre lang fortnehmen lassen, sind es gerade, die ausser sich geraten, wenn der Richter denselben einige Hiebe verordnet. In solchen Fällen handelt es sich natürlich selten um principielle Gegnerschaft gegen die Prügelstrafe, sondern gewöhnlich nur um Weichmütigkeit von falscher Art, das Resultat geistiger Schlawheit. Wo die Schlawheit nicht so weit geht, dass die Eltern das Kind wegschicken, oder wo die Behörden sich weigern, es in die meist überfüllten Arbeits- etc. Schulen zu schicken, wächst ein Junge oder Mädchen heran, die sozusagen zum Hooligan prädisponiert sind.

Ob daran viel geändert wird, wenn die Jamessche Bill Gesetz wird und es dem Richter freisteht, die Eltern für den Unfug, den ihre Kinder anrichten, pecuniär haftbar zu machen, möchte ich sehr bezweifeln. Nicht alle Hooligans sind die Frucht von zu wenig Strafe im elterlichen Hause. Bei vielen ist das Gegenteil der Fall; zu viel Strafe hat sie unempfindlich gemacht. Ausserdem kann der Richter nur strafen, wo die Eltern nachweisbar ihre Pflicht der Controle vernachlässigt haben. Wie kann man aber von straffälliger Vernachlässigung der Controle reden, wo Eltern in weiter Entfernung von ihrer Arbeit in jämmerlichen Wohnungen hausen? Die Bill würde einige flagrante Fälle treffen, die grosse Masse der Fälle und den Kern des Uebels aber unberührt lassen.

Ein Gang durch die Stadtviertel, wo der Hooliganismus blüht, stösst uns mit der Nase auf den Kern des Uebels. Lange, düstere, eintönige Strassen von tröstloser Oede. Da erlöst nichts das Auge von dem Einerlei der schmutzig-grauen „Kästen aus Backstein mit einem Schieferdeckel drauf“, wie John Burns diese Art Häuser drastisch bezeichnet hat, als hier und da einige grelle Placate. Und in den Häusern, welche Schmutz und welche Beengtheit des Wohnens! Ueberbleibsel einer Zeit, die ein nüchterner Utilitarismus beherrschte, entbehren selbst diejenigen Häuser,

die für Klein- und Mittelbürger berechnet waren, jeder auf den Schönheits-sinn wirkenden Verzierung. In diesen auf den Bedarf einer Familie eingerichteten Häusern wohnen aber jetzt oft drei bis vier Familien mit womöglich noch einigen Einzelpersonen als Abmietern. 1896 wurden in London 299074 Personen gezählt, die zu drei bis vier, 114714, die zu vier bis fünf, und über 70000, die zu fünf und darüber je einen einzigen Raum bewohnten. Seitdem haben sich die Wohnverhältnisse Londons unzweifelhaft sehr verschlechtert. Unter dem Einfluss des industriellen Aufschwungs, der inzwischen eingesetzt hat, sind die Mieten ausserordentlich in die Höhe gegangen und haben sich — infolge von Umbauten von Wohnhäusern zu Fabrikräumen, Lagerhäusern u. s. w. — die Wohn-gelegenheiten für die ärmeren Classen relativ verringert. So paradox es klingt, so kann man meines Erachtens doch mit Fug und Recht sagen, dass wenn ein Wechsel äusserer Umstände auf die Zunahme des Hooliganismus in London gewirkt hat, es die Besserung der Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt war. Für alle die Angehörigen der ärmeren Classen, die nicht in die entfernteren Vororte fahren können, hat sie relative oder selbst absolute Beengung der Wohnungen gebracht. Ihre Arbeitsverhältnisse erlaubten ihnen, etwas mehr Luft zu schöpfen, als gewöhnlich, aber der Druck der Wohnverhältnisse stemmte sich dem entgegen. Kann man sich wundern, dass das junge Volk, in Ermangelung eines wirklichen Heims, seinen Ueberschuss von Lebensenergie in die Strassen trug und in solcher Umgebung vielfach hässlich und verkehrt in Anwendung brachte?

So ist die Frage des Hooliganismus in hohem Grade eine Frage der Volkswohnungen. Dass diese letztere brennend ist, wird von allen Seiten anerkannt. Bei den soeben erfolgten Wahlen in die neuen Londoner Bezirksgemeinden haben alle Parteien, von den Socialisten bis zu den Conservativen, sie in den Vordergrund gestellt. Obwohl meist die letzteren gewählt sind, wird daher etwas auf diesem Gebiete ohne Zweifel geschehen. Aber es ist mehr wie zweifelhaft, ob in absehbarer Zeit erhebliche Besserung erzielt werden wird. Ohne sehr radicale Eingriffe ins Eigentumsrecht ist die Wohnungsreform in den modernen Grosstädten Penelopenarbeit oder Flickerei, wo für den hier aufgesetzten Flicker dort ein neues Loch aufgerissen wird. London braucht einen Cromwell, rief Lord Rosebery vor einigen Monaten bei Besprechung der Wohnungsfrage aus; und am Vorabend der Gemeindewahlen forderte er die Wähler auf, energisch ihren Willen zur Abhilfe kundzuthun. Leider haben die Wahlen nur verhältnismässig wenig von einem energischen Willen zum Vorschein gebracht. Den einen hat das jammervolle Wohnen den Geist geknickt, und die Hooligans stimmen nicht mit. So ist wenig Hoffnung auf eine baldige Ausrottung der Wurzeln des Hooligantums, doch mag es der polizeilichen und richterlichen Gegenaction gelingen, die ärgsten Kundgebungen des Uebels bis auf weiteres zu unterdrücken. Was natürlich nicht verhindern wird, dass es eines Tages wieder von neuem ausbricht. Eine trübe Perspective, gewiss. Aber wir haben trotzdem keinen Grund zum Pessimismus. Wer die Geschichte Londons kennt, der weiss auch, dass der Ausbruch zwar periodisch wiederkehrt, dass aber seine Formen mildere geworden sind und sein Umfang im Verhältnis zur Gesamt-

bevölkerung von Epoche zu Epoche abnimmt. Was in all den Jahren in Bezug auf Hebung der Volksschule und sonstige Verbesserungen geschehen ist, ist nicht vergebens gewesen. Es hat nur nicht ausgereicht und konnte seiner Natur nach nicht ausreichen, das Uebel verschwinden zu machen.

Darwinistische Mythen.

Von
Curt Grottewitz.
(Rüdersdorf.)

Es ist das Schicksal der Schüler, selbst der talentvollsten, vom Ruhme ihres Meisters in den Schatten gedrängt zu werden. Auch Darwin hat bedeutende Nachfolger, die seine Lehren ausgebaut oder modificiert haben. Aber ihre Thätigkeit ist doch ziemlich im Dunkeln geblieben, wenigstens hat die Welt der Gebildeten von ihr kaum Notiz genommen. Die Lehren Darwins enthalten eine ganze Philosophie, die auf alle Fragen genügende Antworten zu geben scheint. Ausserdem ist die Autorität des grossen Naturforschers nun so gewaltig geworden, dass jede Opposition gegen ihn von vornherein starkem Misstrauen begegnet. Es scheint aber, dass gerade jetzt eine Zeit kommt, wo die Arbeit der Nachfolger Darwins sich allgemeines Interesse erzwingt. Die biologischen Forschungen sind seit Darwins Tode mit solchem Eifer betrieben worden und haben in manchen Fragen so ungewöhnliche und dabei unbestreitbare Resultate geliefert, dass sie nicht lange mehr im Kreise der eigentlichen Fachwissenschaft interniert bleiben können. Es ist kein Zweifel, dass eine Reihe darwinistischer Anschauungen, die heute noch allgemein verbreitet sind, zu unhaltbaren Mythen herabgesunken sind. Allerdings ist die Hauptlehre Darwins — die Entstehung neuer aus vorhandenen Arten — vollständig unangreifbar, aber im übrigen sind einige selbst recht bedeutsame Principien, die der Meister in der Entwicklung der Organismen zu erkennen glaubte, kaum noch aufrecht zu erhalten.

Es ist das Missliche bei allen darwinistischen Lehren, dass sie sich nicht strict und unwiderlegbar beweisen lassen. Die Entstehung einer Art aus einer anderen, die Erhaltung nützlicher Formen, die Existenz zahlloser Zwischenglieder, alles das sind Annahmen, die nie durch concrete Fälle in der Wirklichkeit gestützt werden konnten. Nun sind zwar viele dieser Theorien durch indirecte und Wahrscheinlichkeitsbeweise so stark gefestigt, dass an ihrer Richtigkeit kaum zu zweifeln ist. Andere freilich haben sich, so plausibel sie erscheinen, so gut sie in den darwinistischen Gedankenkreis zu passen scheinen, als vollständig unhaltbar erwiesen. So scheint die geschlechtliche Zuchtwahl ganz und gar mit dem übereinzustimmen, was wir sonst über die Wirkung der Naturauslese beobachten können. Aber es ist sicher, dass die hauptsächlichste Voraussetzung bei der Annahme einer sexuellen Zuchtwahl eine falsche ist. Wenn die Männchen der Fische, Amphibien, Vögel oder Säugetiere durch auffälligen Schmuck vor den Weibchen ausgezeichnet sind, so haben sie diesen nach darwinistischer Anschauung dadurch erworben, dass die Weibchen immer ihre Gunst den am meisten geschmückten Männchen schenkten. Nun ist aber nie mit Bestimmtheit beobachtet worden, dass die weiblichen Tiere jemals eine Wahl bei der Annahme der männlichen ausgeübt hätten. Wahrscheinlich genügt jedes normale Männchen, und wer

zuerst ankommt, der findet auch Gehör. Treten mehrere Bewerber auf, so finden unter diesen allerdings in vielen Fällen erbitterte Kämpfe statt, aber der Sieger ist nicht zugleich derjenige, der am auffälligsten geschmückt ist. Denn die abenteuerliche Zier, mit der manches männliche Tier ausgestattet ist, die grossen Federhollen, Kragen, Fleischlappen, mögen dem Kämpfenden eher hinderlich als förderlich sein, und ihnen mag er es zu verdanken haben, dass er unterliegt. Durch den Kampf um das Weib können also höchstens die stärkeren, nie aber die schöneren Individuen erhalten bleiben. Aber nicht einmal in allen Fällen ist der Sieger im Kampf auch der glückliche Heimgänger der Braut. Es ist oft beobachtet worden, dass bei Tieren, deren Schmuck zugleich als Waffe benutzt werden kann, also z. B. bei den Hirschen, sich das Weibchen mit dem ersten besten Schwächling aus dem Staube machte, während die edelsten Individuen mit einander im Kampfe lagen. Der Kampf um das Weib ist aber in der Tierwelt überhaupt nicht so sehr verbreitet, als man glaubt. Die Zahl der Individuen ist in der Regel bei beiden Geschlechtern die gleiche, der Zufall führt die Paare zusammen; haben sich zwei ledige gefunden, so vereinigen sie sich. Bei Tierarten, deren Geschlechter sich regellos vermischen, ist auch kein grosser Grund zur Eifersucht vorhanden. Wo aber die Paare monogamisch leben, da kommt es zwar zu Kämpfen mit dem Eindringling, jedoch scheint es, als ob dieser meist vertrieben würde, sei es, dass der Verteidiger seiner Rechte kühner ist, als der fremde Lüstling, sei es, dass dieser durch das Zusammenhalten des Paares entmutigt wird.

Es ist jedenfalls sicher, dass die secundären Geschlechtscharaktere nicht von der auswählenden Thätigkeit des Weibchens abhängen. Selbst der Gesang der Vögel, den wir uns seit Darwins Auftreten gewöhnt haben als das ausdrucksvollste Liebeswettspiel der Tiere anzusehen, hat nicht die Bedeutung, die man ihm zuschreibt. Erst kürzlich hat ein guter Beobachter des Vogel-lebens, Fritz Braun, in den Ornithologischen Monatsheften darauf hingewiesen, dass niemals die weiblichen Vögel durch den Gesang verschiedener Männchen dazu angetrieben werden, einem bestimmten Individuum ihre Gunst zu schenken. Der Gesang scheint vielmehr teils ein Kampfruf zu sein, der den Gegner einschüchtern soll, teils ein Ausdruck wönigsten Lebensgefühls, das den Vogel zur Paarungszeit belebt. Bekanntlich singen die Vögel auch dann noch, wenn sie ihre Ehehälfte bereits erkoren haben, sie singen meist so lange, bis die junge Brut aufgezogen ist. Schon aus diesem Sachverhalt ergibt sich zur Genüge, dass der Gesang nicht die Bedeutung eines Wettbewerbs haben kann. Es fällt von Darwins Theorie der sexuellen Zuchtwahl also zunächst die Annahme, dass die Weibchen durch die Auswahl des stattlichsten Verehrers eine Naturauslese verursachen, infolge deren die oft so auffälligen secundären Geschlechtscharaktere entstanden. Es ist aber nicht einmal sicher, ob durch die Kämpfe der Männchen um die Weibchen auch nur die stärksten immer den Liebessold erhalten. Aber selbst wenn dies in den meisten Fällen (wo überhaupt Kämpfe vorkommen) Thatsache wäre, so würde doch dadurch eine Auslese erzielt, die mit der sonstigen Richtung der Selection vielfach in Widerspruch stände. Denn diejenigen Individuen, die sich neuen Verhältnissen anpassen und dadurch Aussicht haben, zu Stammvätern einer neuen Art zu werden, sind keineswegs immer die stärksten, das heisst die streitbarsten. Die Lebensfähigeren würden dann eventuell zu gunsten der Streitbareren vernichtet, und das würde für die

Erhaltung oder mindestens Weiterentwicklung der Art von grossem Nachteil sein. Es steht nur soviel fest, dass die secundären Geschlechtscharaktere dazu dienen, das Weibchen in sexuelle Erregung zu versetzen. Ihre Entstehung ist noch völlig in Dunkel gehüllt, jedenfalls aber sind sie nicht von dem Warten einer sexuellen Zuchtwahl abhängig.

Darwin hat, um seine Lehre der Artenentstehung zu beweisen, eine stattliche Zahl von Theorien der Entwicklung aufstellen müssen. Es ist darunter fast keine, die nicht in neuerer Zeit und von neuen Gesichtspunkten aus Anfechtungen erfahren hätte. So wenig ein moderner Naturforscher an der Entstehung von Arten aus Arten zweifelt, so sehr ist fast jeder Biologe geneigt, die eine oder andere darwinistische Theorie, welche den Vorgang bei der Entwicklung einer Species aus einer anderen darthun soll, zu verwerfen. Bedeutend erschüttert ist besonders das Princip der allmählichen Entwicklung. Es ist nicht nur der Grundcharakter des ganzen Darwinismus, sondern auch das Leitmotiv aller wissenschaftlichen Methode, sich jede Veränderung unter dem Bilde eines ununterbrochenen Fortschreitens vorzustellen. Diese Anschauung ist aber sicher unhaltbar. Wohl besteht eine ununterbrochene Causalität im Warten der Kräfte unserer ganzen Welt, aber bei den einzelnen Dingen braucht doch diese Causalität nicht immer sichtbar zu sein, die Spannung, die in ihnen liegt, kann gerade an dem Punkte angelangt sein, wo eine Auslösung der Kraft, eine Explosion, eine Katastrophe erfolgt. Mit anderen Worten: das Geschehen braucht nicht immer ganz allmählich zu erfolgen, die Entwicklung nicht schrittweise vor sich zu gehen, es können plötzliche Veränderungen stattfinden, ohne dass Uebergänge nachweisbar wären. Auf der Annahme einer ganz allmählichen Entwicklung beruhen die darwinistischen Theorien von der Variabilität der Arten, von der unendlichen Zahl von Uebergangsformen zwischen verwandten Arten und von der Anpassung infolge massenhaften Aussterbens des Nichtpassenden. Es ist durch mannigfache Beobachtungen nachgewiesen worden, dass unter vielen Nachkommen, die dem Elternpaar ähnlich sind, ganz plötzlich einer auftritt, der von ihnen sehr weit abweicht, ja so verschieden ist, dass er gar nicht mit ihnen verwandt zu sein scheint. Es ist ebenso unzweifelhaft erwiesen, dass neue Organe an Individuen ganz plötzlich auftreten, ohne dass vorher eine Anlage oder ein Ansatz dazu vorhanden gewesen wäre. Allerdings variieren die Nachkommen eines Elternpaares meistens in sehr engen Grenzen, aber diese geringe Abweichung vom Elterntypus hat für die Entwicklung zu neuen Arten keinen Zweck. Denn erst dadurch, dass die Nachkommen einen neuen Charakter erwerben, werden sie eventuell lebensfähiger als ihre Vorfahren. Eine kleine Differenz von der elterlichen Form nützt ihnen nichts, sie müssen sofort eine vollständig ausgebildete neue Eigenschaft erlangen, wenn ihnen eine neue Eigenschaft überhaupt etwas nutzen soll. Ein grüner Käfer, der sich auf eine rote Blume setzt, wird von seinen Feinden bemerkt und angegriffen, gleichviel, ob er intensiv grün aussieht oder einen ganz leisen Schimmer von Rot in seinem grünen Kleid erhält. Erst wenn das Rot überwiegt; wenn also das Kleid rot ist, kann es dem Käfer auf der roten Blume als Schutz dienen. Ein allmählicher Uebergang ist also hier und in den meisten anderen Fällen ganz undenkbar. Offenbar macht die Entwicklung häufig Sprünge. Es hängt mit dem plötzlichen Auftreten vollständig neuartiger Varietäten zusammen, dass die Zahl der Uebergangsformen entfernt keine so grosse sein kann, als Darwin annahm. Die

Zwischenglieder, die Uebergangsformen hatten gar nicht die Möglichkeit, ihre Eigenschaften zu vererben, sie gingen sofort zu Grunde, weil sie nicht lebensfähig waren. So muss man nach Darwins Selectionstheorie annehmen, wenn man nicht vorzieht, überhaupt die jemalige Existenz von Zwischenformen, zum mindesten zahlreichen Zwischenformen zu bezweifeln. Wenn neue, wohl ausgebildete Eigenschaften plötzlich auftreten, so treten auch neue Varietäten oder gar neue Arten plötzlich auf.

Wir sind so sehr in der Annahme einer allmählichen Entwicklung befangen, dass es uns schwer fällt, das unvermittelte Erscheinen einer neuen Art aus einer alten gelten zu lassen. Nun, die allmähliche Entwicklung widerspricht teils den bisherigen Beobachtungen, teils erweist sie sich auch theoretisch als ungenügend zur Hervorbringung neuer Arten. Wie aber die plötzliche Entstehung einer neuen Species zu erklären ist, das gehört hier nicht zur Sache. Es sei nur erwähnt, dass neue Arten bloss bei Veränderung der Lebenslage zu entstehen scheinen, und dass es wahrscheinlich die neue Lebenslage ist, die in den Individuen neue und zwar dem neuen Milieu entsprechende Formen hervorruft und jene also zu neuen Arten macht. Das Milieu passt sich also gewissermassen den Organismus eines Individuums an, und damit fällt natürlich auch die Annahme Darwins, dass ungezählte Lebewesen aussterben müssten, bis schliesslich eines überleben bliebe, das der neuen Lebenslage angepasst sei und seine Formen auf die Nachkommen vererbe. Also auch die Anpassung geht nach Darwins Anschauung allmählich vor sich. Nach ihr haben die Individuen an und für sich keinerlei Beziehung zum Milieu. Sie variieren, und die Variationen, die zufällig einen Vorteil gewähren, erhalten sich, während alle die vielen Individuen, die nicht passend sind, aussterben. Wenn es dem Zufall überlassen bleibt, ob gerade eine passende Form entsteht oder nicht, so ist es ganz natürlich, dass ungeheuer viel Nichtpassendes aussterben muss, bis schliesslich auch einmal etwas zur Weiterentwicklung der Art Passendes entsteht. Darwins Anpassungslehre hängt mit seiner Anschauung von der Varietätenbildung und der allmählichen Entwicklung so eng zusammen, dass es kaum immer möglich ist, die verschiedenen Principien von einander zu trennen. Schliesslich sind diese ja auch nur verschiedene Gesichtspuncte eines und desselben Entwicklungsganges. Darwin meint eben: ein Elternpaar bringt Nachkommen hervor, die unter einander variieren. Zufällig sind unter den Variationen auch nützliche. Ganz allmählich werden die nützlichen Eigenschaften durch Veränderung und immerfort wirkende Naturauserlebe verstärkt. So bleibt das Passende erhalten. Darwin sagt: das Lebewesen hat sich den neuen Verhältnissen allmählich angepasst.

Trotz der anheimelnden Solidität, die in der Lehre von der schrittweise erfolgenden Entwicklung zu stecken scheint, schaut doch überall das unheimliche Gespenst des Zufalls warnend hervor. Im letzten Grunde beruht doch alle Entwicklung bei Darwin auf dem Zufall. Dass einmal eine Varietät erscheint, die nützlich ist, dass diese eine nützliche Varietät sich erhält, dass unter den nützlichen noch nützlichere auftreten, das wird dem Zufall überlassen. Und der Zufall soll es dann gefügt haben, dass alle die Hunderttausende von fein differenzierten Wesen, die Milliarden von höchst complicierten und doch mit dem Milieu so wunderbar in Einklang stehenden Formen entstanden sind! Darwin nimmt zur Erklärung dieser ihm selbst nicht ganz geheuer erscheinenden Bildungskraft des Zufalls seine Zuflucht zu der Annahme unendlicher Zeiträume,

seitdem der Zufall gewirkt haben müsse. Die Physiker meinen, dass der Zustand der Erde, seitdem Leben auf ihr möglich ist, noch nicht länger als zwanzig Millionen Jahre andauern könne. Mag diese Schätzung falsch sein, mögen zweihundert, zweitausend Millionen Jahre seit der Entstehung des Lebens vergangen sein, es ist undenkbar, dass diese Zeit genügt habe, um vermittels Variierens innerhalb enger Grenzen und allmählicher Erhaltung zufällig auftretender nützlicher Eigenschaften aus einem Protoplasma-Klumpen einen auf alle Eventualitäten des Milieus so fein reagierenden Organismus, wie der Mensch es ist, entstehen zu lassen. Mag man andere Theorien, die zur Erklärung dieser unzweifelhaft sicheren Entstehung von Art aus Art aufgestellt werden, verwerfen, die Zufallstheorie Darwins erscheint mir am allermeisten wert, verworfen zu werden. Es muss offenbar ein ganz bestimmtes Princip geben, nach dem die oft so frappante Entwicklung von Altartigem zu Neuartigem, von Nichtmehrpassendem zu Wiederpassendem vor sich geht. Jeder von uns ist weit entfernt, dieses Princip für ein teleologisches, mystisches oder mythisches zu halten, aber die Zufallstheorie Darwins ist doch auch nichts anderes, als eine Mythe.

Staat und Verwaltung.

Von

Emile Vandervelde.

(Brüssel.)

Sobald ein jeder Beamter ist, wird es keine Beamten mehr geben.

Jean Jaurès.

Trotz der von socialistischer Seite hundertfach erhobenen Proteste bleiben doch die Gegner hartnäckig dabei, dass die eigentliche Parole des Collectivismus laute: Alles dem Staat! Da nun das Wort Staat doppeldeutig ist, so wird dadurch direct ein Missverständnis hervorgerufen.

Staat kann im weitesten Sinn jede sociale Organisation irgendwelcher Art bedeuten; Staat kann aber auch der Polizeistaat, die Bureaokratie oder jenes Regierungsinstrument genannt werden, das den ausschliesslichen Zweck hat, die Interessen der besitzenden Classen zu wahren. Und in unglaublicher Verblendung traut man dem Socialismus zu, dass er dem Polizeistaat, dem Staat in seiner heutigen Gestalt die Direction in allen seinen Unternehmungen, das Monopol aller Industrien, die Oberhand auf allen Gebieten der Production und der Distribution anvertrauen wolle.

Wäre dem thatsächlich so, so würden wohl die Socialisten selbst die erbittertesten Feinde des Socialismus sein.

Wir sind die ersten, anzuerkennen, dass ein derartiges Régime ebensowohl für die persönliche Freiheit, als auch für die sociale Productivität ausserordentlich gefährlich wäre. Man vergisst oder scheint zu vergessen, dass der Socialismus gleichzeitig mit dem collectiven Besitz auch eine Neuorganisation der Arbeit überhaupt erstrebt, die von der heutigen vollkommen verschieden ist.

Damit aber diese socialistische Umwandlung der Arbeit überhaupt eintreten könne, muss man von vornherein eine ganze Menge von Umwandlungen voraussetzen, die sich nicht nur auf moralisch-intellektuellem, sondern auch auf socialpolitischem Gebiet

vollziehen müssten, so vor allem die Verlegung der öffentlichen Macht in die Hände des organisierten Proletariats, die Differenzierung der Regierungsgewalt in rein gouvernementale und wirtschaftliche und die Decentralisation der socialen Unternehmungen, für welche gerade heute eine erstickende Centralisation charakteristisch ist.

I. Die Erringung der öffentlichen Macht durch das Proletariat.

Der Grundunterschied zwischen der Ausbeutung durch eine grosse Gesellschaft und dem Betrieb durch den Staat, die Gemeinde oder andere öffentliche Körperschaften liegt in dem Geist, aus dem heraus die Leitung betrieben wird.

Im ersten Fall ist dieser Geist der der Actiengesellschaft und ist naturgemäss durchaus von Privatinteressen geleitet.

Im zweiten Fall dagegen, wenn der Staat oder die Gemeinde ihre Leute an die Leitung stellen, so wird der Geist, unter dem das Unternehmen steht, in demselben Masse, in dem die Bürger thatsächlich sich an der Ausübung der Macht beteiligen, vom öffentlichen Interesse getragen werden; das ist wenigstens anzunehmen.

Es ist selbstverständlich, dass, so lange die Macht in den Händen eines absoluten Herrschers oder einer Oligarchie liegt, die Ausnutzung der öffentlichen Mittel direct den Interessen der Mehrheit entgegensteht und einzig dem Nutzen des Monarchen oder der herrschenden Classe dient. Daher sehen wir so häufig, dass in einem capitalistischen und namentlich in einem monarchischen und militairischen Staat die Socialisten selbst sich mit grösster Energie gegen eine Erweiterung des collectiven Betriebs aussprechen.

So sind z. B. die deutschen Socialdemokraten die ausgesprochensten Gegner des Bismarckschen Tabakmonopolprojectes gewesen, wie auch des Antrags Kanitz auf Einführung des Kornmonopols; ebenso haben sie sich noch jüngst gegen den Vorschlag der Agrarier erklärt, die Reichsbank zu verstaatlichen. „Heute die Bildung einer Staatsbank verlangen,“ sagte Schoenlank im Reichstag am 8. Februar 1899, „das hiesse, den Junkern eine Waffe in die Hand geben, ihnen ihre Plünderungspläne erleichtern, das hiesse, ihnen mithelfen, die Entwicklung der modernen Production lahm zu legen.“

Ebenso spricht sich Kautsky in seiner Agrarfrage mit Entschiedenheit gegen die bürgerlich-bodenreformerische Formel von der Verstaatlichung des Grund und Bodens aus, denn diese hätte in einem absolut monarchischen Staat, wie Deutschland, für die Folge, dass die Zahl der Staatspächter vermehrt und die Regierung unabhängiger von den Geldbewilligungen der Volksvertreter gemacht werden würde.¹⁾ Kurz, die erste Bedingung dafür, dass der Collectivbesitz für jeden einen Segen bedeute, ist die, dass auch die Herrschaft einem jeden gehöre.²⁾

Wenn auch thatsächlich in mehr oder weniger demokratischen Staaten das Proletariat schon heute einen derartigen Einfluss besitzt, dass das sociale Interesse in der Ausbeutung gewisser Monopole vorherrscht, so wird dieser Zustand, der heute noch Ausnahme ist, doch erst dann zur Regel, wenn der Arbeiter sich politisch emancipiert hat.

Selbst aber, wenn die Demokratisierung der Macht sich vollständig vollzogen hätte, würde sie allein nicht genügen, um die verschiedenen Uebelstände verschwinden zu machen, die von der Ausbeutung durch den Staat in seiner gegenwärtigen Form entstehen würden.

Die meisten derselben rühren von der ausserordentlichen Centralisation und der vollständigen Verschmelzung der gouvernementalen und ökonomischen Functionen des

¹⁾ Vergl. Karl Kautsky: Die Agrarfrage. Stuttgart 1899; pag. 321—329

²⁾ Vergl. Karl Kautsky: Das Erfurter Programm. Stuttgart 1892; pag. 129

Staates her, der Verschmelzung dessen, was Schäffle Staatswirtschaft und Volkswirtschaft nennt oder was Saint-Simon so treffend als Regieren über die Menschen und Verwalten der Dinge bezeichnet hat.

II. Die gouvernementale und die ökonomische Seite des Staates.

Der moderne Staat ist nicht ein einheitliches moralisches Wesen, sondern ein Conglomerat von vielgestaltigen, wandelbaren Einzelwesen, die die verschiedenartigsten Functionen ausüben. Neben einander bestehen kriegerische Gebilde, ein Vermächtnis verflorener Jahrhunderte, und industrielle Gebilde, die die Neuzeit hinzugefügt. Das Wesen, das durch unsere Minister vertreten wird, ist gleichzeitig General, Curator der Universität, Richter, Polizeipräsident und auf der andern Seite Post-, Telegraphen-, Telephon- und Eisenbahndirector, Brücken- und Strasseningenieur, Industrie- und Mineninspector, Beschützer des Ackerbaus und Münzenfabrikant.

„In Frankreich,“ sagt E. de Lavaley, „verfügen die Minister über drei Milliarden, eine Summe, welche das Catastereinkommen des gesamten Grund und Bodens übersteigt. Ausserdem controlieren sie das communale und departementale Budget, die Budgets der Wohlthätigkeitsinstitute, was sich auch wieder auf eine gute Milliarde beläuft. Sie unterhalten und inspiciere die Schulen und geben die Reglements für dieselben, und zwar bezieht sich das auf Schulen aller Arten und aller Grade, sie ernennen die Bischöfe, besolden die Geistlichen und die kurzgeschürzten Balleteusen, die ihre Reize in der Oper enthüllen; sie unterhalten die Kunstinstitute, die Akademien, die Observatorien, sie bestimmen, wieviel Hektare mit Tabak bepflanzt werden sollen, wieviel Pflanzen jeder Hektar, wieviel Blätter jede Pflanze haben soll, und sie ernennen zu diesem Zweck specielle Inspectoren, die die Blätter zählen müssen; sie versenden Briefe, Telegramme, Zeitungen, was auch wieder eine Legion von Beamten erfordert, sie bauen Strassen und Eisenbahnen, graben Häfen und Canäle, sie exploitiere die Domainenwäldungen, lassen auf den Höhen wieder Wälder anpflanzen, controlieren die Privatwäldungen, sie fabricieren in Sèvres Porcellan und verfertigen Gobelins; durch Zollrecht und Begünstigung bevorzugter Industrien bestimmen sie die Verteilung der Arbeit auf allen Gebieten der Production.“³⁾

Dann wählt man zur Leitung dieser hundertfältigen Arbeiten, die durch fachmännische aber unverantwortliche Beamte ausgeführt werden, eine gewisse Anzahl von Politikern, die nicht Fachleute aber verantwortlich sind.

Die Privatgesellschaften der Eisenbahnen wählen nur einen Mann als Director, der wirklich das Fach versteht; es würde nur natürlich erscheinen, wenn auch der Staat derartige Leute, Ingenieure, Techniker, Fachmänner, die nichts mit der Politik zu thun haben, an derartige Posten setzen würde; thatsächlich aber stellt er meistens an die Spitze der nationalen Verkehrsmittel Advocaten, Politiker etc., die für ihre Stellung nichts mitbringen, als das Verdienst ihrer Partei politische Dienste geleistet zu haben.

Ein und derselbe Minister — das geschah in Belgien unter Herrn Vandenpeereboom — verwaltet die Eisenbahnen und steht an der Spitze der Regierung.

Erhält er nur einen politischen Schock, so stellt er auch seine technischen Functionen ein, und gerade diese Verwirrung, diese Unfähigkeit, diese Schwankungen, dieses Verschmelzen von einander widersprechenden und unvereinbaren Functionen liefert den liberalen Nationalökonomem die besten Argumente.

Das System der betrunkenen Heloten, das bei den Spartanern so beliebt war, wieder aufnehmend, zeigt man uns den Bourgeoisstaat mit seinem bürokratischen

³⁾ La Revue des Deux Mondes vom 15. December 1882.

Parasitismus, mit seiner erstickenden Centralisation, mit seinen Reglements, die nur vorhanden zu sein scheinen, um den einzelnen zu chicanieren, mit seiner Postspieligen Verwaltung und sagt dann: Also das wollt ihr noch allgemeiner machen. Nun ist aber direct das Gegenteil hiervon wahr.

Der Collectivismus verlangt nicht nur die Verstaatlichung der Arbeits- und Austauschmittel. Er verlangt auch die Differenzierung zwischen dem rein gouvernementalen und dem ökonomischen Staat, der Banquier, Unternehmer der Verkehrsmittel und Organ des wirtschaftlichen Lebens der Gesellschaft sein soll.

Wir sagen Differenzierung und nicht Trennung, denn wenn die ökonomischen Organe auch eine autonome Existenz haben müssen, so können sie doch nicht vom Staate unabhängig sein, denn sie sind ja Functionen desselben Collectivwillens.

Die Gesetzgebung, die heute die Arbeitsstunden reguliert, die Arbeiterversicherung organisiert, die Arbeit gegen die Missbräuche der capitalistischen Autorität schützt, würde natürlich weiter bestehen, wenn die Unternehmungen einen allgemeinen öffentlichen Charakter hätten. Aber je mehr sich das collective Moment entwickeln wird, desto notwendiger wird eine Differenzierung zwischen den ökonomischen und politischen Functionen sein, es wird eine Differenzierung sein, die eben so einschneidend ist, wie sie unser körperlicher Organismus aufweist, bei dem auf der einen Seite Ernährung Verdauung, Circulation durch den Verdauungstractus stattfindet und auf der andern das Nervensystem und die übrigen Functionen in Thätigkeit sind.

Dieser Process bereitet sich aber auch gegenwärtig in allen Ländern, ganz unbewusst und trotz der verschiedenartigsten Hemmnisse durch die Aussenwelt, vor; denn thatsächlich fordert und erlangt man bereits überall eine mehr oder weniger reinliche Scheidung zwischen Politik und Verwaltung.

So erklärte z. B. 1898 die belgische Fédération des Associations sich über gewisse Unregelmässigkeiten in den Transporttarifen der Eisenbahnen beklagend, es bleibe dahingestellt, ob mit Recht oder Unrecht, „dass derartige Uebelstände vorkommen werden, solange der Staat die Eisenbahnen betreibe und solange die Direction in den Händen von Politikern liege, die immer der Beeinflussung und der Pression von allen Seiten ausgesetzt sind.“ Die Fédération verlangte infolgedessen: „Es soll eine Tarifcommission eingesetzt werden, die aus Eisenbahnbeamten, Parlamentsmitgliedern, Vertretern der belgischen Industriellen und Kaufleute besteht und deren Ansicht der Minister anzuhören hat, bevor er einen neuen Tarif festsetzt.“

Ein ähnlicher Vorschlag liegt gegenwärtig dem französischen Parlamente vor.

Leroy Beaulieu sprach sich vor einiger Zeit in einem Artikel über die Anarchie im französischen Postwesen — die Darstellung ist übrigens stark übertrieben — für die Scheidung zwischen Politik und Post aus: „Es ist doch die Frage,“ sagt er, „ob man wohl daran gethan hat, das Postwesen zu parlamentarisieren, indem man an die Spitze desselben einen Staatssecretair, einen Deputierten oder einen Senator stellte. Die Verwaltung der Post hat durchaus nichts mit der Politik zu thun, sie kann nur durch einen Mann geleitet werden, der in seiner Carrière sich eine gewisse fachmännische Competenz erworben. Warum stellt man an die Spitze eines derartigen Unternehmens eine Persönlichkeit, die notwendigerweise incompetent sein muss und im Fach direct Neuling ist?“⁴⁾ Und — füge ich hinzu und verallgemeinere diese so richtigen Bemerkungen — warum stellt man Persönlichkeiten der vorbeschriebenen Art an die Spitze anderer öffentlicher Functionen, besonders der Verkehrsmittel, die doch beständig an Wichtigkeit zunehmen

⁴⁾ Economiste français vom 13. Januar 1900.

und immer mehr zum Staatsmonopol werden? Warum befolgt man nicht das Beispiel der Schweiz, sowohl in ihrem Project einer Nationalbank als auch in der Organisation der Eisenbahnen, die 1898 vom Staate angekauft wurden? Die Schweiz hat vorsichtigerweise eine feste Schranke zwischen der Politik und den Verwaltungsfragen auf einzelnen Gebieten errichtet. Die schweizerische Eisenbahnverwaltung bewahrt thatsächlich gegenüber den Centralbehörden ihre vollkommene Autonomie. Die Mitglieder des Verwaltungsrats werden zum Teil vom Bundesrat bestimmt, zum Teil durch die einzelnen Cantone. Ihre Thätigkeit hat mit politischen oder Regierungsfragen gar nichts zu thun. Es sind unpolitische Fachleute, statt wie anderorts Politiker ohne Fachkenntnisse.⁵⁾

Dasselbe System herrscht, und man hat ausgezeichnete Resultate damit erzielt, auch in den englischen Colonieen, z. B. in Australien in Bezug auf die Eisenbahnen,⁶⁾ in den Vereinigten Staaten in Bezug auf die Departements der Arbeit und Industrie,⁷⁾ in Belgien für die Sparcassen und den *Crédit communal* — eine Staatsinstitution mit juristischen Persönlichkeiten an der Spitze, die mit dem Staat nichts zu thun haben —, in England in Bezug auf das Gemeindeland, die Schulküchen, die Gesundheitscommissionen etc.⁸⁾

Wenn man dieses System auf alle Gebiete des öffentlichen Dienstes anwenden würde, so würden auch die vielen Unzulänglichkeiten verschwinden, die dadurch entstehen, dass die Minister incompetent sind und dass der Gewaltstaat sich in das Gebiet der Production hineinmischt. Diese Reform allein wäre aber völlig ungenügend, sie würde durchaus kein Heilmittel für die organischen Mängel bieten, die dem heutigen Verwaltungsstaat anhaften.

III. Die Decentralisation der gesellschaftlichen Unternehmungen.

Charakteristisch für das System in der Politik und der Verwaltung unserer Zeit ist die bis aufs äusserste getriebene Centralisierung.

In der Verwaltung herrscht in allen Kreisen ein Controlsystem, das weit mehr die Beschlüsse als die Ausführung umfasst, das die Initiative lahmlegt und das Gefühl der Verantwortlichkeit unterdrückt. So kann zum Beispiel in Belgien — und anderwärts ist es ebenso — ein Ingenieur des technischen Bureaus in keiner Weise das Vorgehen auf dem Gebiet, das ihm speciell unterstellt ist, beeinflussen, ohne seinen Vorgesetzten um Erlaubnis zu fragen, und dieser muss die Bewilligung wieder von der Direction einholen, die meistens ihrerseits mit ihrem Anliegen wieder beim Verwaltungsrat einkommen muss.

Kurz, jede Anregung muss drei Instanzen durchlaufen, in welchen sie sehr wahrscheinlich viele Hindernisse findet, die durch Unwissenheit, Routine oder persönliche Feindseligkeiten entstehen. Geht sie von einem sehr energischen Menschen aus, so hat sie allenfalls Erfolg; Leute dieser Gattung sind aber selten, und so wird der Vorschlag leicht abgewiesen und überhaupt nicht mehr beachtet.

Andererseits hat diese dreifache Hülle, die durch die Organisation selbst errichtet wurde, damit alles sich im Mittelpunkt vollziehe, auch die Folge, dass das Gefühl der Verantwortlichkeit verschwindet. Da die Unfähigkeit des Ministers ein feststehendes Factum ist, so repräsentiert der Verwaltungsrat die öffentliche Gewalt in Bezug auf die ökonomische Seite der Frage. Aber an wen soll man sich halten, wenn in der Amtsführung etwas nicht richtig steht? An die Direction? Das ist unmöglich, denn die Direction kann nichts

⁵⁾ Vergl. *Messenger du Conseil fédéral* vom 25. März 1897, Cap. V: Organisation des Chemins de fer d'Etat; pag. 141—154.

⁶⁾ Vergl. W. M. Acworth: *Government Railways in a democratic state*. Economic Journal, December 1892.

⁷⁾ Vergl. de Laveleye: *Le gouvernement dans la démocratie*. Paris 1891; Bd. II, pag. 121.

⁸⁾ Vergl. M. Vauthier: *Le gouvernement local de l'Angleterre*. Paris 1895; Cap. VII und IX.

entschieden haben ohne den Verwaltungsrat. Und weder die Direction, noch der Bureauchef, noch der Ingenieur kommen in Versuchung, im allgemeinen Interesse Controle auszuüben, denn es ist keine Massregel getroffen worden, bei der vorher die Verantwortlichkeit aller engagiert worden wäre.

Dieses System hat so tief Wurzel gefasst, dass eine Controle in den öffentlichen Verwaltungen überhaupt nur vom formalen und durchaus nicht etwa vom ökonomischen Standpunkt aus ausgeführt wird. Die grosse Frage ist stets, ob die Autorisationen in der richtigen hierarchischen Reihenfolge eingeholt und gegeben worden seien. Die eigene Thatigkeit spielt keine Rolle. Kein Bureauchef, Director, Verwaltungsdirector legt je wirklich Rechenschaft über seine Amtshandlungen ab. Den besten Beweis dafür geben die Berichte, die der Minister der Eisenbahnen zum Beispiel an die Kammer ablegt oder die Antworten desselben auf die Fragen der Kammer. Die wenigen Zahlen, die in diesen Berichten vorkommen, sind Pauschale, die dann wieder in das Budget des Staates übertragen werden.

Ein derartiges System muss abgeschafft werden, und es stände einer sofortigen Abschaffung auch nichts im Wege. Das System der Decentralisation, das heisst ein System der Autonomie und der persönlichen Verantwortung, wäre ausserdem eine ausgezeichnete Vorbereitung für eine föderalistische Organisation, die einst an die Stelle der heutigen treten wird.

Die Bourgeoisie würdigt dieses System auch vollkommen in dem Augenblick, wo ihre Interessen auf dem Spiel sind. In jeder industriellen Gesellschaft ist der Director sowohl in technischen, als auch kaufmännischen Dingen durchaus unabhängig von der Verwaltung. Der Verwaltungsrat, der die Actionäre repräsentiert, kontrolliert vor allem die Resultate, er mischt sich nicht in die Beschlüsse oder in die Ausführung, ausser wenn er es im Interesse des Profites für dringend nötig hält.

Je bedeutender die Gesellschaft ist, desto vollkommener ist die Decentralisation — in Seraing sur Meuse z. B., in den Cockerillschen Etablissements, giebt es einen Director für das Steinkohlenbergwerk, einen Director für die Hochöfen, einen Director für die Stahlhütte, einen solchen für die mechanische Werkstätte, einen für die Expedition, und obwohl alle ihre Arbeitsstätten innerhalb derselben Mauern sind, obwohl sie alle mit dem Geld und für das Geld derselben Actionaire arbeiten, ist jeder von ihnen vollkommen unabhängig vom andern. Die Eisenstücke aus dem Walzwerk kommen unter Umständen dem Director der mechanischen Werkstätte gar nicht unter die Augen. Wenn der erstere anserhalb teurer verkaufen oder der letztere anserhalb billiger kaufen kann, so wird der eine Director exportieren, und sein College wird in demselben Maschinenwerk importieren. So ist es in allen andern Abteilungen der Fabrik.

Ein ähnliches Régime herrscht in den Eisenbahngesellschaften. In der Compagnie du Nord functioniert die Locomotivabteilung auch als Lieferantin für Zuginmaschinen gegenüber der Betriebsgesellschaft und verrechnet ihr die Locomotiven per Stunden und Meter. Der Director der Locomotiven ist der Gesellschaft gegenüber verantwortlich für die Unterhaltskosten der Locomotive, und der Betriebsdirector ist seinerseits seinen Collegen gegenüber verantwortlich für die Unterhaltskosten der Züge.⁹⁾

Bei den staatlichen Eisenbahnen existiert nichts derartiges, und das kommt daher, dass alles, was nach der heutigen Organisation des Staates geschieht, aus dem Gedanken seiner Allmacht und Allwissenheit hervorgeht.

Um die Vorteile der Autonomie der öffentlichen Betriebe zu vervollständigen, müsste man jedem dieser Betriebe eine decentralisierte Organisation geben, die ihr klar abgegrenztes Räderwerk umfasste und die die grösstmögliche Selbständigkeit in allen Fragen hätte, die

⁹⁾ Vergl. Renseignements communiqués par Lux, Redacteur des Peuple in Brüssel.

das eigene Gebiet betreffend. Auf diese Weise würde die Verantwortlichkeit des einzelnen, die heute nur eine unbestimmte ist, klar und leicht festzustellen, die persönliche Initiative würde ermutigt werden, die Organisation der Staatsbetriebe würde die Geschmeidigkeit und Bewegungsfreiheit erhalten, die ihr so durchaus fehlen, und indem man alle Vorteile der Socialisation hätte, würde man auch den grossen Gesellschaften die Superiorität entreissen, die sie in Bezug auf die Organisation der Arbeit heute haben.

IV. Der Staat in der Zukunft.

Diese Reformen, die verwirklicht werden können und müssen, sind nur der Ausgangspunkt für viel tiefere Umgestaltungen im heutigen Staat. Auf friedlichem Wege oder durch Revolution werden durch eine Reihe von unmerklichen Modificationen oder mehr oder weniger plötzlichen Veränderungen, die autoritativen Functionen des Staates immer mehr beschränkt werden, während seine ökonomischen Functionen immer wichtiger werden.

Der Gegensatz, der zwischen dem gouvernementalen und dem ökonomischen Staat besteht, ist im Grunde nichts anderes, als der Reflex des Gegensatzes zwischen dem militärischen und dem industriellen Moment der Gesellschaft. Es ist aber vorauszusehen, dass trotz unvermeidlicher zeitweiliger und teilweiser Reactionen die Kriegsursachen durch die politischen Errungenschaften des Proletariats, durch die Entwicklung der internationalen Organisation, durch die mehr oder weniger rasche, mehr oder weniger vollständige Absorption des capitalistischen Eigentums durch das collective, sowohl zwischen den einzelnen, als zwischen den Nationen, nach und nach verschwinden werden, und dass somit progressiv die Bedeutung derjenigen Massregeln der Regierung abnimmt, die sich auf Zwang und Gewalt basieren.

Gleichzeitig wird aber die Wichtigkeit der decentralisierten, autonomen administrativen Functionen zunehmen, die den Zweck verfolgen, die sociale Solidarität zu fördern und im allgemeinen Nutzen ein immer weiteres collectivistisches Gebiet zu bebauen.

Verfolgt man diese beiden Tendenzen in die Zukunft hinein, so gelangt man zu der Regierungsform, die sich auf die freiwillige Cooperation gründet, wo nach Engels der gouvernementale Staat verschwunden und neben dem Spinnrad und der Bronceaxt in ein Raritätencabinet gesteckt worden ist, er wird den Platz dem Verwaltungsstaat frei gemacht haben. Dieser Staat ist aber nichts anderes, als die Gesamtheit der Functionen und Organe, die sich die höchste Production und die gerechteste Verteilung der Güter zum Ziele setzt.

Das ist der allen grossen socialistischen Theoretikern eigene Gedankengang, vom Anarchisten Proudhon bis zu seinen feindlichen Brüdern, den Marxisten, von den Saint-Simonisten bis zu den Schülern von Fourier.¹⁰⁾ Alle könnten in diesem Punct die Schlussfolgerungen *Considerants* acceptieren, die er in seinem Buch über die Zukunft der Gesellschaft ausdrückt: „Die Staaten, einmal in dieser Weise umgestaltet, die nach den verschiedenen Rangstufen die Finanzen und den Austausch regeln, die die äusseren industriellen Beziehungen der verschiedenen Bevölkerungscentren präsidieren, sind nichts anderes, als Verwaltungen, ernannt durch mehr oder weniger zahlreiche Verbände und getragen von dem Vertrauen derer, die sie gewählt haben. Es wird keine Gewalt mehr da sein, die ein Heer, eine Polizei zur Verfügung haben wird; Despotismus oder Usurpation, die die Völker so lange fürchten müssen, als sie gezwungen sind, Säbel zu verfertigen, sind unmöglich geworden.“

¹⁰⁾ Vergl. Proudhon: *Du principe fédératif*, Paris 1863; I. Teil, Cap. XI, und *Capacité politique des classes ouvrières*, Paris 1865; II. Teil, Cap. XV, ferner Engels: *Der Ursprung der Familie*, Cap. IX; *Doctrines de Saint-Simon*, Exposition 1828, 1829, 7. Séance, Paris 1830; *Considerant: La destinée sociale*, Paris 1834—1838.

Die deutsche Studentenschaft an der Jahrhundertwende.

Von

Georg Müller.

(Berlin.)

Wenn dem scheidenden Jahrhundert das Schicksal blüht, von allen Berufsclassen und Volksschichten als „ihr“ Jahrhundert, als das Jahrhundert bezeichnet zu werden, das vorzugsweise ihrer Entfaltung gewidmet schien, so hat die deutsche Studentenschaft wenig Anlass, es hierin jenen gleich zu thun. So sehr auch die technisch-wirtschaftliche Entwicklung unserer Zeit die Wissenschaft gefördert hat und von ihr mit reichem Zins gelohnt worden ist, so sehr auch gerade Deutschland mit Stolz einen Hauptanteil an diesen Geschehnissen für sich in Anspruch nehmen darf, — diejenigen, vor deren Ohren und Augen, zu deren Nutz und Frommen all dieser Aufschwung sich vollzog, die deutsche Studentenschaft, hat keinen Anteil an dem Ruhm, den die ganze Welt Deutschlands Universitäten bereitwillig zu Füßen legt. Wie sehr hat sie die Erwartungen getäuscht, die Hoffnungen vernichtet, zu denen die erste Hälfte des Jahrhunderts zu berechtigen schien. Deutsche Studenten waren es, die an seinem Anfang unter denen an erster Stelle standen, die gegen den Absolutismus kämpften. Deutsche Studenten waren es, die gleichzeitig das morsche öffentliche Leben mit neuen sittlichen und nationalen Gedanken erfüllten und in den Burschenschaften eine Organisation schufen, durch die sie die herrschenden Classen mit freiheitlichem Geiste erfüllten. Deutsche Studenten waren es, die in den denkwürdigen Tagen des tollen Jahres, ihre Classenrücksichten vergessend, überall mit Wort und Hand dem ringenden Volke mutige Führer und Mitkämpfer stellten. Damals schien es, als ob ein Land mit Vertrauen in die Zukunft blicken durfte, das eine solche Jugend sein eigen nannte.

Welch anderes Ansehen hat die Studentenschaft unserer Tage. Ich will in knappen Strichen ein Bild der charakteristischen Züge zeichnen, die die Studentenschaft als Gesamtheit zeigt. Nur hierum kann es mir zu thun sein: nicht um den vereinzelt Studenten, denn hier sind die Verschiedenheiten so gross, dass eine Zusammenfassung unmöglich ist. Und nur das specifisch Studentische will ich schildern, nicht diejenigen Erscheinungen, die dem deutschen Studenten-gemeinsam sind mit allen Menschen seines Alters oder seiner socialen Stellung.

Freilich, die Aufgabe ist leichter gestellt, als gelöst, denn sie enthält schon eine Behauptung, deren Richtigkeit man anfechten kann. Giebt es denn überhaupt eine Studentenschaft, deren Begriffe andere, als nur rein äusserliche, Merkmale enthielte, wie der Besitz einer Legitimationskarte oder die Berechtigung zum Hören von Vorlesungen? Man könnte es bezweifeln. Die Studentenschaft rekrutiert sich nicht aus einer Classe. Die alljährlichen statistischen Erhebungen zeigen ein buntes Bild ihrer Zusammensetzung. Da ist kein Stand — mit Ausnahme der Industrie- und Landarbeiterclassen — der seine Söhne nicht zur Alma mater sendete, und keine Classe überwiegt. Die Confessionen halten sich die Wage. Alle Landesteile sind vertreten. Wie soll — bei so verschiedenen Bedingungen — ein Gemeinsames sich bilden, das die Bezeichnung Studentenschaft verdiente? Aber dennoch sind es gewisse, theils historisch, theils sachlich gegebene Momente, um die die Individuen sich zu

Gesamtheiten verdichten. Da ist das Corporationsleben, da ist das Duell, da ist die studentische Presse und die studentische Politik, da ist schliesslich auch das Studium, lauter Dinge, die den einzelnen irgendwie in ihren Bannkreis ziehen und zwingen, Stellung zu nehmen, So bilden sich bestimmte eigentümliche Erscheinungen heraus, die die Beachtung fordern und lohnen.

Diese eigentümlichen Erscheinungen nun sind wenig erfreulich. Die eigentümlichste und unerfreulichste ist das Duell. Es wäre müssig, hundertmal Beleuchtetes noch einmal zu beleuchten, und die Leser dieser Zeitschrift werden nicht wünschen, dass über den Wert dieser Institution auch nur ein Wort verloren werde. Aber es ist interessant, zu sehen, wie die Studentenschaft sich selbst zu diesem Probleme stellt. Die Anhänger der unbedingten Satisfaction bilden noch immer bei weitem die Mehrzahl. Freilich, es ist ein eigen Ding um diese unbedingte Satisfaction. Gerade in Kreisen, in denen dieses Princip entstanden und heimisch ist, wird es häufig verleugnet. Auf Grund von Satzungen, die in ihrer Feinheit, Weisheit und Complicirtheit kein Uneingeweihter je zu durchdringen hoffen möge, wird häufig fremden Corporationsgruppen die Satisfaction verweigert. Auf der anderen Seite giebt es — wenn auch in verschwindender Minderheit — Anhänger der unbedingten Nichtsatisfaction. Besonders in den theologischen Corporationen beider Confessionen haben diese ihren Sitz. Hier finden sie an einander Halt, und da sie an den übrigen Tugenden den „waffenfrohen“ Commilitonen nicht nachzustehen pflegen, auch bei Wahlen und dergleichen schätzbare, weil organisierte Unterstützung leihen, so werden sie nicht grade verachtet, aber belächelt und gemieden. Schlimm aber ergeht es dem einzelstehenden Duellgegner. Nur wer es am eigenen Leibe erfahren, weiss, wie teuer mutige Consequenz hier zu stehen kommt. Die Verleumdung und die Feindseligkeit der in ihren heiligsten Gefühlen Verletzten spinnen ihn in ein Gewebe von Hindernissen ein, das auf Schritt und Tritt sein Fortkommen behindert, seine Beziehungen stört, sein Leben verbittert und schliesslich die meisten zu reuiger Umkehr zwingt.

Zwischen diesen Gruppen steht die Masse der Compromissler. Theils verurteilen sie das Duell „im Princip“, befolgen aber seinen Codex aus „Zweckmässigkeitsgründen“, theils reagieren sie nur auf schwere Beleidigungen, oder nur mit „schweren Waffen“, theils verwerfen sie zwar das Duell als Ehrenverteidigungsmittel, schätzen es aber als mutstärkende oder verschönernde Thätigkeit, und was dergleichen Mittelmeinungen mehr sind. Aus diesen Kreisen — selten aus denen der unbedingten Duellfeinde, die ihrer radicalen Stellung und geringen Anzahl wegen doch keinen Einfluss besitzen — sind denn auch die zahlreichen Bestrebungen hervorgegangen, welche alle darauf ausgingen, dem Duell „unfug“, nicht dem Duelle selbst, den Garaus zu machen. Theils sollte dies durch Bildung von besonderen Vereinen, den Reformburschenschaften, versucht werden, theils durch allgemeine Organisationen (Ehrengerichte). Aber alle diese Bewegungen verliefen resultatlos. Es war einmal die naturgemässe Gegnerschaft der Corporationen, die sich in ihrem Lebenselement bedroht sahen und daher mit allen redlichen und unredlichen Mitteln und der Macht ihrer wohlgefügtten Organisationen Hindernisse bereiteten; es war ferner die weniger naturgemässe Gegnerschaft der akademischen Behörden, die heimlich oder offen allen jenen Bewegungen Steine auf den Weg warfen — es war endlich auch folgender Umstand, der meines Wissens bisher fast keine Beachtung gefunden

hat. Man weiss, eine wie grosse Rolle der Antisemitismus auf den deutschen Universitäten spielt; dass er die Studentenschaft in zwei Lager gespalten hat, die sich nur in wenigen Punkten berühren, dass er die Quelle einer ganzen Reihe von Organisationen geworden ist, dass er bei studentischen Wahlen die Losung zu bilden pflegt. Sobald nun die ersten Anfänge der geschilderten Bewegung sich zeigten, schlossen sich auch jüdische Studenten, von denen sie sogar meistens ausgegangen waren, in Masse ihr an. Dies ist nicht wunderbar, wenn man bedenkt, dass ihre Feindschaft gegen die sie ausschliessenden Corporationen, ihre Geringschätzung physischer Mutes, ihre Abneigung gegen körperliche Roheit und ihre durchschnittlich geringere Leibeskraft sie zu geborenen Feinden des Duells machte. Kaum aber hatten sie die Führung ergriffen, als sich die Mehrzahl ihrer deutschen Commilitonen, die sich fürchteten, für „Judengenossen“ zu gelten, zurückzogen. Da aber eine solche Bewegung nicht von einer, dazu noch als „fremdvölklich“ angesehenen Minorität getragen werden kann, so sind schliesslich alle Bemühungen im Sande verlaufen. Es geht eben weder mit den jüdischen Studenten noch ohne sie, und in diesem Dilemma, das sich auch auf anderen Gebieten studentischen Lebens wiederholt, liegt zur Zeit die Klippe, an der jede künftige derartige Organisation zu scheitern pflegt. Nur die Selbsthilfe des einzelnen kann hier helfen, und in der That wird dieser Weg von einigen beschritten, indem sie den Spieß umdrehen und verächtlich jeden Verkehr mit anderen Commilitonen meiden, die nicht, wie sie, das Duell unbedingt verwerfen. Freilich ist dieser Weg nur gangbar für den, der sich in sicherer ökonomischer Lage befindet oder in Kreisen verkehrt, die über solche Vorurteile erhaben sind.

Mit dem Scheitern der Antiduellbewegung schien die Zukunft des Corporationswesens gesichert. Aber bald entstand ihm ein neuer Gegner, unter dessen Zeichen die jüngste Phase des akademischen Lebens steht: die Finkenschaften. Zum Verständnis dieser Bewegung ist es nötig, einen kurzen Blick auf den heutigen Zustand des Corporationswesens zu werfen. Drei Gruppen stehen sich scharf gegenüber. Dem allgemeinen Ansehen nach am höchsten, dem geistig-sittlichen Niveau am tiefsten steht unbedingt die Gruppe der farbentragenden, waffenführenden Corporationen mit specifisch studentischem Charakter. Hier herrscht unbestritten der hohe S. C., die Organisation der im Köseener Seniorenconvent vereinigten Corps. Alle übrigen Corporationen dieser Gruppe sind nur mehr oder minder gelungene Copieen dieses erhabenen Vorbildes. Kennzeichnend für die ganze Gesellschaft sind folgende Punkte: Der Zweck der Veranstaltung ist einmal die Anknüpfung wertvoller Beziehungen. Man kennt den Ring der alten Herren der Corps und der Burschenschaften, die in einem trefflich functionierenden System von Protectionen die ganze Staatsmaschine beherrschen und so leicht nicht einen an die Krippe lassen, der nicht die Weihe des Comments empfangen hat. Andererseits bedingt ein solcher Zweck von vornherein eine vorsichtige Auswahl der neu eintretenden Fische. Massgebend sind des Vaters Geldbeutel — denn das Corporationsleben kostet schweres Geld — und des Vaters Stellung: bevorzugt werden Beamte und reiche Industrielle. Adel ist natürlich Trumpf, doch nur selten Bedingung. Erforderliche Eigenschaften der Person des Candidaten selbst sind: germanische Abkunft oder mindestens gut gelungene Taufe, sowie eine untadelhaft patriotische, königstreue Gesinnung. Durch solche Auswahl wird nun auch der zweite Zweck erreicht, der diesen Corporationen ihre Jünger zutreibt: ein enormes

Ansehen, in dem die derart Ausgezeichneten beim Rest der Studentenschaft stehen. Natürlich zählt ein rechter Corporationsstudent die ihm gezollte Bewunderung mit Verachtung heim. Wenn in Farben, darf er nicht als erster grüssen. Er darf nicht III. Classe fahren, wie andre. Er untersteht nur seinem Ehrengericht. Er beansprucht bei allen Veranstaltungen die Leitung und die erste Stelle. Bei Begräbnissen geht er unmittelbar hinter der Musik und führt die Universitätsfahne. Welche Titel ihm hierzu berechnen, ist schwer einzusehen. Die ganze Art dieser Herren ist das gerade Gegenteil jeder Vornehmheit. Sie setzen im wesentlichen ihren Stolz darin, durch neue Modenarrheiten aufzufallen und überhaupt durch protziges Benehmen den Commilitonen zu imponieren. Die Feste, die neben den Mensuren das einzige Interesse der Corporation in Anspruch nehmen, bestehen aus ziemlich stumpfsinnigen Magenfüllungen; sie beginnen mit der üblichen, von abgedroschenen Phrasen wimmelnden Rede auf den Kaiser, auf Bismarck, auf die alten Herren, auf die Corporation und auf die Damen, und schliessen mit einer sehr wenig fidelen Fidelity, in der regelmässig eben so gemeine wie dumme Zoten gesungen werden. Nun liegt es niemand ferner, als uns, dieses Treiben an und für sich zum Anlass sittlicher Entrüstung nehmen. Wir alle sind jung gewesen und verstehen sehr wohl auch ein übermütiges Austoben zu würdigen; wenn — ja wenn eben eine Spur von Geist in ihm steckt! Aber gerade hierin hapert's. Nichts öder, als diese Feste und das ganze Corporationstreiben überhaupt. Das ewige Einerlei der Gespräche: Sport, Weiber, Mensur, Comment; diese gänzliche Vernachlässigung der Beschäftigung mit den ernstesten Fragen der Zeit; dies Streben und Kriechertum mit Rücksicht auf die Stimmung „oben“, verbunden mit „schneidigem“ Auftreten nach „unten“ zu, das heisst der Arbeit, der Intelligenz gegenüber: dies alles ist so furchtbar leicht und setzt so gar keinen Geist voraus und berechtigt so ganz und gar nicht zu jenem Ueberdiesträngeschlagen, das wir dem Genie so gern verzeihen. Wahrlich: für diese Herren ist der Codex der bürgerlichen Moral und Sittē noch lange gut genug!

Und die akademischen Behörden und Professoren unterstützen das Treiben der Corporationen mit Begeisterung! Denn teils sind sie selbst aus diesen Kreisen hervorgegangen und pflegen daher die alten Beziehungen,¹⁾ teils liegt ihnen vor allem an „guter“ Gesinnung, und dass diese in den Corporationen gepflegt wird, davon sind sie mit Recht überzeugt. So kommt es, dass sie bei allen officiellen Veranstaltungen den Corps etc. die erste Rolle zuweisen und dass sie bei der Genehmigung der Ausschusssatzungen dafür zu sorgen wissen, dass der Wahlmodus den Corporationen stets ergebene Majoritäten liefert.

Weniger freundlich stehen sie den wissenschaftlichen Vereinen gegenüber, die die zweite Gruppe bilden. Und doch sind diese überaus harmlos. Sie bestehen in der Regel aus Leuten, die nur kein Geld oder Zeit besitzen, um das Leben der feudalen Corporationen zu führen, zu diesen aber als zu ihren Vorbildern aufblicken.²⁾ Die Wissenschaft ist meist nur Aushängeschild. Ein kurzer dilettantischer Vortrag eröffnet die Vereinsabende; es folgt eine oberflächliche Discussion, darauf eine schön längere geschäftliche Sitzung, in der die

1) Ein berühmter Chirurg z. B. nimmt seine Assistenten ausschliesslich aus der Zahl der alten Herren seines Corps.

2) Eine erfreuliche Ausnahme bilden manche socialwissenschaftliche Studentenvereine.

lächerlichsten Détails mit blutigem Ernst erörtert werden, und schliesslich ist alles froh, wenn man den Hauptzweck erreicht, den „gemütlichen Teil“ eröffnen kann. Immerhin ist in diesen Vereinen das geistig sittliche Niveau ein unvergleichlich höheres, als in den Corporationen der ersten Gattung.

Dasselbe galt wenigstens früher von den Vereinen der dritten Gruppe, mit allgemein bürgerlichen, politischen, socialen oder religiösen Tendenzen, unter denen ich besonders die Vereine Deutscher Studenten hervorheben will. Diese seit nunmehr zwei Jahrzehnten bestehende Organisationen schien einst einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen. Von bedeutenden Köpfen gegründet, mit jugendlicher Begeisterung des neuen Reiches sich freud und getragen von jener Flutwelle socialen Empfindens, die damals Deutschlands obere Schichten mit sich fortzureissen schien, liessen sie Gutes erhoffen. Sie wuchsen rasch an Bedeutung und bildeten bald die einflussreichste Gruppe der Studentenschaft, die sie mit grossem Eifer für sociale und politische Dinge zu interessieren verstanden und aus ihrer Lethargie herauszureissen wussten. Da aber kam der Rückschlag. Bismarcks Entlassung vernichtete ihre Beziehungen zur Regierung, bei der nun ihre Bestrebungen in Misscredit gerieten, und brachte sie so um ein wichtiges Lockmittel für ihre Anhänger. Die Vereine Deutscher Studenten mussten nun eine neue Stütze an den Corporationen suchen, denen sie bisher wenig freundlich gegenübergestanden hatten. Daher verloren sie auf der andern Seite ihr bis dahin stark demokratisches Wesen, mussten ihre socialpolitischen Alluren an den Nagel hängen und in einem wüsten Antisemitismus Ersatz suchen, der denn auch — neben dem Bismarckcult — seitdem ihr Lebenselement gebildet hat. Hierdurch riss eine derartige Verwilderung der Moral bei ihnen ein, dass die Vereine Deutscher Studenten heute auf allen Universitäten ziemlich alleinstehen und nur durch scrupellose Anwendung von demagogischen Kniffen aller Art ihre Herrschaft mühsam zu erhalten wissen.

So verschieden nun auch alle diese Organisationen sind und so heftig sie einander bekämpfen, so sehr eint sie doch ein Band: die Geringschätzung ihrer nichtincorporierten Committionen, die sie bei jeder Gelegenheit zurückzusetzen versuchen. Die Empörung über diese unwürdige Behandlung liess denn nun seit ungefähr 5 Jahren allenthalben in Deutschland, zuerst in Leipzig, dann in Berlin, Organisationen der Nichtorganisierten sich bilden, welche Finken- oder Wildenschaften heissen und sich seit einem Semester zur Freien Deutschen Studentenschaft zusammengeschlossen haben. Die Tendenz dieser Bildung geht übereinstimmend dahin, den Nichtincorporierten die ihnen ihrer Zahl nach gebührende Vertretung zu schaffen und ihnen in den sogenannten Abteilungen die Vorzüge des Corporationslebens — Freundschaft und Geselligkeit — ohne dessen Schattenseiten zu bieten. Die Abteilungen, die jedem Finken ohne weiteres offen stehen, keine Zwangsbeiträge erheben, keinerlei Pflichten auferlegen, auch von geschäftlichen Verhandlungen fast völlig entlastet sind — diese liegen in der Hand des Ausschusses (Vertretung der Abteilungen) und des Präsidiums (Vertretung aller Finken) — tragen teils künstlerischen, teils wissenschaftlichen, teils sportlichen Charakter und schliessen auch die „Gemütlichkeit“ nicht völlig aus. Was will man mehr? In der That haben die Finkenschaften nützlich gewirkt, den Hochmut der Corporationen gedämpft und manchem alleinstehenden Committion ein freundliches Heim geboten, das vor allem auch dem Armaten offen steht. Nur that man gut, an ihre Wirksamkeit keine über-

spannten Hoffnungen zu knüpfen, vor allem nicht von einem Culturereignis zu fabeln, wie dies leichtgläubige Gemüther zur Zeit ihrer Gründung mehrfach thaten. Denn durch die breite Basis, auf der sie sich notwendigerweise aufbauen müssen, und durch die Rücksichtnahme auf die Gunst der akademischen Behörden, von der die Finkenschaften völlig abhängig sind (man brauchte sie bloss nicht länger als officielle Vertretung aller Nichtincorporierten anzuerkennen, um ihnen den Todesstoss zu versetzen) sind sie gänzlich unfähig, zu den brennenden Fragen studentischen Lebens und der breiteren Oeffentlichkeit entschlossen Stellung zu nehmen und demgemäss auf die Masse der Studierenden einzuwirken. Alles ist eins! heisst die Losung. Aengstlich wird jede Erörterung strittiger Punkte gemieden. Jede Ansicht soll geschont werden. Insbesondere der Duellfrage gegenüber verhält man sich völlig passiv. So tragen denn die Finkenschaften dazu bei, die Studentenschaft in ihrem unschuldsvollen Dahinduseln noch mehr zu bestärken. Aber immerhin bleibt ihnen das Verdienst, eine allgemein verbürgerlichende Tendenz und einen demokratischen Zug in die Studentenschaft gebracht zu haben, der die scharfen Grenzen zu verwischen beginnt, die diese von der Welt der Philister trennten.

So werden vielleicht die Finkenschaften wider Willen die Studentenschaft mehr als bisher zur Aufnahme socialistischen Geistes reif machen. Bislang sah es in dieser Beziehung dürftig aus. In einer allgemeinen Uebersicht ist nicht der Ort, auf diese Dinge so ausführlich einzugehen, wie es der ernste Gegenstand erfordert. Nur soviel sei bemerkt: die Versammlungen, mit denen die Socialdemokratie Eingang zu finden suchte,³⁾ machten wohl tiefen Eindruck, hatten aber nur geringe Wirkung. Nicht wenig trägt hierzu bei die erbitterte Feindschaft der akademischen Behörden — bekanntlich die Hüter wissenschaftlicher Freiheit! — gegen alle socialistischen Regungen. Ein Student, der sich offen zum Socialismus bekennet, kann auf sofortige Relegation gefasst sein. Die Organe der Socialdemokratie werden nur spärlich in den akademischen Lesehallen geduldet; die Socialistischen Monatshefte sind z. B. schon öfters aus der Berliner Lesehalle auf Geheiss des Universitätsrichters vom Pedell herausgeholt worden. Vorträge socialistischer Gelehrten in studentischen Vereinen, werden streng verboten. Die Lecture socialistischer Werke wird, wenn überhaupt, mit der Begründung empfohlen — so bei jeder Gelegenheit durch Adolph Wagner, bekanntlich noch der Besten einer —, dass man sich auf den Kampf mit der Socialdemokratie vorbereiten müsse. So ist es denn bisher zu keiner dauernden festen Organisation der zersprengten socialistischen Studenten gekommen, und ohne diese geht es in der Studentenschaft mit ihrer ewig fluctuierenden Zusammensetzung noch weniger, als anderswo. Erwähnt sei der Mohrenclub, der gegen Ende der siebziger Jahren viel von sich reden machte, und von dem auch die studentische Protestbewegung gegen die Entfernung Eugen Dührings ausging; ferner zwei Congresses der socialistischen Akademiker Deutschlands (1895 und 1896),⁴⁾ die zwar nicht stark beschickt wurden, deren blosses Zustande-

³⁾ Diese Versammlungen, die in Berlin stattfanden, und in denen Genossen, wie Heine, Bebel, Liebknecht und Clara Zetkin, referierten, nahmen sämtlich einen hochinteressanten Verlauf und wurden vor allem durch die Theilnahme des V. D. St., der seine besten Debatter in dieselben entsandt hatte; zu wahren Turnieren zwischen nationaler und socialistischer Anschauungsweise. Berichte über zwei dieser Versammlungen sind in No. 6 und 9 des Socialistischen Studenten (1897-98) enthalten.

⁴⁾ Ueber den ersten dieser Congresses siehe: Der socialistische Akademiker, 1895, p. 393 ff.

kommen aber doch ein schönes Zeugnis ablegt für den Mut und die Thatkraft unserer studierenden Genossen. Ihr Organ: Der socialistische Student, ist zur Zeit suspendiert; hoffentlich wird es bald wieder zu erscheinen beginnen.

So bietet denn die deutsche Studentenschaft zur Zeit ein trauriges Bild mit wenigen Lichtpunkten. Zu diesen rechnen wir auch das energische Eintreten mancher Kreise der akademischen Jugend für die moderne Kunst. Wie oft hat nicht ihr stürmisches Beifallsgetrappel den Theatererfolg moderner Stücke entschieden! Und schliesslich sei zu ihrem Lobe erwähnt, dass sie dem Frauenstudium vielfach weniger Hindernisse entgegengebracht hat, als die Regierung und die akademischen Behörden. Doch alles dies beschränkt sich zumeist auf die grossen Städte und auf einzelne Individuen oder kleine Gruppen. Freilich die besten Elemente, die künftigen Gelehrten, treten nicht hervor und entziehen sich der summarischen Beobachtung. Aber da, wo das studentische Leben in specifischen Bildungen und Massenerscheinungen an die Oberfläche tritt, giebt es wenig Erfreuliches zu melden. Diese Jugend wird das lange Sündenregister der herrschenden Classen, deren Cadres sie einst zu füllen bestimmt ist und deren geistige Leitung sie beanspruchen wird, nicht entlasten. Wenn das kommende Jahrhundert das Jahrhundert des Socialismus ist, wird auch auf diesem Gebiet erst der Umschlag und den Fortschritt bringen müssen.

Die Kohlengräber.

Von

Anton Aschkerz.

(Liubljana.)

Abwärts, immer weiter abwärts. Erschreckt dich dieser dunkle Weg? Was meinst du wohl, wenn, wie bei einem Fall in einen tiefen Brunnen, plötzlich der feste Strick reisst? Dann stürzest du in einen viel hundert Fuss tiefen Abgrund. Das wäre kein Spass! Aber weg mit der kindischen Angst und mit den kleinemütigen Gedanken! Da müsste man schon ein Feigling sein, wollte man sich vor den Gefahren dieser Finsternis fürchten, während Weib und Kinder in Not vergehen.

Viele Gänge und Durchgänge giebt's hier unten, ganz wie in einer Maulwurfshöhle. Und die Arbeitsleute, die hin und her eilen, sehen selbst schwarz und maulwurfsähnlich aus. Der Weg zum Schacht wird immer enger und enger. Eine dicke Luft presst die Brust schmerzhaft zusammen. Man kann kaum atmen. Sind wir da in der Hölle? Ja, für manchen ist dieser Ort wohl eine Hölle. Sie haben da bitter für ihre Schuld zu büssen, für die grösste Schuld, die es giebt: dass sie leben und hungern. Ein matter Feuerschein kommt von oben, und in der Dämmerung mühen sich jugendliche Arbeiter, starkadrig und kräftig, aus bösen Höhlen einen Schatz zu erlangen, einen verbotenen Schatz, die schwarzen Diamanten.

Ist es nicht unglaublich, dass das in früheren Zeiten grünende und blühende Bäume waren? Wer weiss jetzt ihre Namen? Ob unsere Tage wohl

noch die selbe Sonne weckt, die ihren jungen Stamm erwärmte und ihre Knospen auf den Zweigen zärtlich küsste, ihre schlanken Gipfel vergoldete und ihre Riesenfrüchte reifen half? Dort suchte kein Arbeitsmann ermüdet und krank im Schatten ein kurzes Weilchen Ruhe. Kein Mädchen sass dort traurig andachtsvoll unter dem dichten Laub, hellklingenden Gesang dem Liebesgott von Herzen widmend. Damals ergab sich dort noch kein Mensch grossartigen Schwärmereien, um das Geheimnis dieser Welt zu ergründen. Dochdamals gingen auch nicht Menschen dort vor Qual zu Grunde. Oft rasten Ungewitter über diese Wälder, die dicksten Aeste in ihrer Wut abbrechend. Stürmische Aeonen begruben alles. Schon Jahrtausende liegen diese toten Riesen in tiefen Gräbern, als blut- und seelenlose Skelette, verträcknet und versteinert. Mumien, wie die Pharaonen in den Pyramiden.

Kühn dringt die Hand des Arbeiters durch das Innere der Erde, um ohne Rast Brennstoff in Mengen heraufzuschaffen. Die Wangen sind ganz schwarz geworden, und unaufhaltsam fliesst der Schweiß von den Stirnen. Kaum hörbar schallen die dumpfen, matten Stimmen: hier ein Seufzer, da ein Fluch und dort ein Scherzwort. Weiterher knallen Dynamitpatronen, aber nirgends hört man lebensfreudige Lieder. Blass und schwach brennen die Bergmannslämpchen, und wo sie erlöschen, herrscht Friedhofsnacht.

Oben aber glänzt die mächtige Sonne, und von Strahlen übergossen prangt die Natur: Gras, Busch und Baum in grüner Pracht. Auch da muss das Volk stets arbeiten, um hartes Brot, aber arbeiten in dem Tageslichte!

Hier ist es tief, und wie aus einem Kerker ins Freie kriechen hungrig und abgemagert verkrüppelte Titanen herauf. In ewigem Schweigen wanken sie die Strassen entlang, und es scheint, als wären sie nicht Menschen, sondern nur Schatten.

Nur eine Qual und Marter ist ihren halbblinden Augen der goldene Schimmer; an die Dämmerung gewöhnt, sind Glanz und Strahlen ihnen zuviel. Weder Tag noch Sonne brauchen die Armen. Die anderen sind Sonntagskinder, sind im Glück geboren. Sie geniessen unbeschränkt das Licht des Tages.

Längst ist zu Hause das Mittagmahl bereit. Der Tisch biegt sich freilich nicht unter der Last der Speisen. Auch hat der Arbeiter gar nicht so viel Zeit, um mit Musse zu essen. Dann kehrt er wieder zu seiner Zwangsarbeit zurück, und verschwindet in der dunklen Grube, in dem unersättlichen, gierigen Rachen. So ging das Tag für Tag, und so geht es auch heute.

Ihr thörichten Leute! Beeilt euch doch nicht so, herunter zu kommen. Klüger wäre es, einmal ein wenig zu zögern. Tief unten im Schosse der Erde schläft ein böser Geist. Das ist der Besitzer aller der unterirdischen Schätze, und einmal kann er erwachen. Auch diese Köhlen sind sein Eigentum. Rachsüchtig wird er einst erwachen und in mitleidloser, blinder Wut die Diebe

bestrafen, die frech seine schwarzen Schätze ergriffen. Er allein wußte, wo sie verborgen waren, und voll Entzücken weidete er sich an ihnen. Da nahten sich Menschen, tückische Gesellen, und listig entdeckten sie den verborgenen Schatz. Zitternd vor Gier am ganzen Leibe, fingen sie mit schmutzigen, räuberischen Händen an, den Schatz loszureissen und an das Tageslicht zu schaffen. Aber wenn der Geist erwacht, wird es den ungeladenen Gästen in der Tiefe schrecklich ergehen. Er zündet das Heer der unterirdischen Gase an, das ruhig und ungestört schlummert, Blitze zucken, Donner krachen, rasch ist sein Reich in eine Hölle verwandelt. Entsetzliche Verzweiflung! Viele, viele vernichtet der böse Geist. Mit Mühe gelingt es den geretteten Genossen, die Opfer des Unglücks aufzugraben und die entstellten Totenreste aus der Tiefe hinaufzubringen, dorthin, wo die Sonne scheint und das Leben blüht. Da oben werden die Freunde und Verwandten in diesem blutigen Haufen Menschenfleisch, in diesen Märtyrern eines Sklavenschicksals nicht mehr die heissgeliebten Nächsten erkennen.

Später brennen Harzfeuerfackeln auf dem Bergwerksplatz und streuen rote Funken in das Dunkel, spärlich den letzten Act der Arbeitertragödie beleuchtend.

Des Volkes Banner, schwarz verhüllt, zeigt den Toten den letzten Weg in die stumme Ewigkeit. Und das nutzlose Geläut der Kirchenglocken zwingt selbst die Steine zu bitterem Weinen.

Was sagt dann wohl der thränennasse Blick der Witwen und Waisen?

Rundschau.

Öffentliches Leben.

Gewerkschaftsbewegung. (Litterarisches. — Eine finanziell starke Gewerkschaft. — Selbstständige Arbeiterpolitik im Lager der Hirsch-Dunckerschen und christlichen Gewerkschaften? — Lohnbewegungen, Strikes etc. in Deutschland. — Krise, Arbeitslosigkeit und Lohnreduzierungen. — Ausland.) Von der erfreulichen Weiterentwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung legen wiederum mehrere litterarische Neuerscheinungen Zeugnis ab. Es seien erwähnt: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung von Carl Legien (Verlag der Socialistischen Monatshefte zu Berlin; Preis 20 Pfg., in Parteen von 100 Stück 15 Pfg., von 1000 Stück 10 Pfg.), ein Vortrag, welcher in knapper, übersichtlicher Darstellung die Hauptdaten in Bezug auf Geschichte, Tendenz, Umfang, Taktik und Erfolge der deutschen Gewerkschaften bietet; ferner: Die Entwicklung des Verbandes der Bäcker

und Berufsgenossen Deutschlands und die Lohnbewegungen und Strikes im Bäckergewerbe von O. Allmann-Hamburg (Selbstverlag), endlich der Almanach des deutschen Holzarbeiterverbandes, herausgegeben von Th. Leipart-Stuttgart; die beiden letzteren Schriften geben neues reichhaltiges Material.

Der deutsche Buchdruckerverband verfügte am 16. October d. J. über einen Cassenbestand von 2936765 Mark oder rund hundert Mark pro Mitglied. Hundert Mark oder mehr Vermögen pro Kopf jedes Mitgliedes einer Gewerkschaft bedeutet eine erhebliche wirtschaftliche und sociale Macht. In den achtziger Jahren äusserte man sich noch sehr wegwerfend in Arbeiterkreisen über derartige Vermögensbestände und sprach von unnützem Cassenballast. Je mehr sich aber die Organisationsfähigkeiten entwickeln, desto mehr Respect gewinnen solche Factoren.

Im Lager der Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften regt sich seit einiger Zeit immer stärker der Selbstständigkeitsgeist unter den Arbeitern, man verlangt eine entschiedene

rücksichtslose Arbeiterpolitik, und Herr Hirsch, welcher sich noch immer hartnäckig weigert, dem Zeitgeiste seine Reverenz zu erweisen, verliert viele seiner Getreuen. Auch im Lager der christlichen Gewerkschaften fehlt es nicht an unzufriedenen Elementen, denen die bischöfliche Bevormundung wenig behagt, und die, wenn es eben sein muss, eine energische Interessenvertretung der Arbeiter unter allen Umständen fordern.

Wenn von dieser Seite kürzlich der Einsicht Raum gegeben wurde, dass die Gewerkschaftsbewegung schon zu sehr gespalten sei und eine neutrale Grundlage angestrebt werden müsse, so ist das sehr erfreulich. Derartige Bestrebungen werden um so erfolgreicher sein, je weniger man unter dem Stichwort christlich bedingungslose Unterwerfung unter das Machtgebot profitgieriger Capitalmagnaten versteht.

Was die deutschen Lohnbewegungen, Strikes und Ausstände betrifft, so bleibt das Fehlen gewerkschaftsamlicher vollständiger Monatsnachweisungen hierüber sehr zu bedauern, umsoehr, als die reichsamtlichen Vierteljahrsübersichten, abgesehen von ihren einseitig tenziösen Grundlagen, für die wirtschaftliche und sociale Praxis völlig wertlos sind. — Auch die sehr lobenswerten Bemühungen des Herrn Dr. Jastrow im Arbeitsmarkt Klarheit über die jeweilige Situation zu schaffen, bieten nur einen schwachen Ersatz für das, was ein thatkräftiges Zusammenwirken aller deutschen Gewerkschaften vermöchte.

Die stetig zunehmende Geschäftsflaue hat bereits eine Anzahl Lohnreductionen gebracht, welche stellenweise von den Arbeitern vorläufig angenommen wurden und anderwärts auch zu Ausständen oder Aussperrungen führten.

Die Arbeitslosigkeit kündigt sich auf weiten Gebieten deutschen Erwerbslebens ungestüm an, so dass in kürzester Frist Arbeitslosenversammlungen und Notstandsarbeiten durchaus nicht zu den ungewöhnlichen Erscheinungen mehr gehören werden. Ganz correct ist die Stellungnahme der christlich socialen Textilarbeiter in Aachen, welche da entschieden verlangen, dass, bevor man sie mit Notstandsarbeiten zu niedrigem Lohne im Stadtwalde beschäftigt, die von den Unternehmern in Massen herangezogenen ausländischen Lohndrücker erst wieder zurückspedit werden. Im westfälischen Industriegebiete ziehen die Unternehmer, obschon der Arbeitsmarkt stark überfüllt ist, immer grössere Massen ausländischer Arbeiter heran, offenkundig doch nur zu dem Zweck,

um die Löhne der heimischen Arbeiter noch besser drücken zu können.

Hiergegen müssten die Gewerkschaften mit allem Nachdruck auftreten.

Die deutschen Buchbinder haben in über zwölf verschiedenen Städten ihre Tarifbewegung durchgeführt, auch die Weber des Eulengebirges, Rixdorfer Gasarbeiter und sonstige kleinere Arbeitergruppen erstrebten einige Lohnverbesserungen.

In München erfuhren die Heizer des städtischen Electricitätswerkes auf Anregung eines Socialdemokraten im Magistrate eine Verkürzung der Arbeitszeit von 12 auf 9 Stunden. Der Glasarbeiterstrike in Usch wurde nach vierzehnwöchiger Dauer gewonnen, während der lange Ottenser Kampf für die Arbeiter verloren ging.

Von grösseren ausländischen Strikes etc. sind anzumerken: Londoner Schriftsetzer, 2000 Themseschiffer, 700 Arbeiter einer Zuckerfabrik in Amsterdam, 5000 belgische Glasarbeiter, französische Glasarbeiter, — hier beauftragte die Regierung den Präfecten des Norddepartements, Vermittelungen zwischen den Parteien einzuleiten, — Grubenarbeiter von Pas de Calais, 3000 Diamantarbeiter in Antwerpen für den Achtstundentag, 18000 Textilarbeiter in Barcelona, 600 Eisenbahnarbeiter in Triest, schwedische Buchbinder, Göttinger Tischler und in Montreal (Canada) 3000 Maurer und 2500 Textilarbeiter. Die amerikanischen Minenarbeiter erfochten einen glänzenden Sieg. Aus dem in Jamestown erscheinenden Union Advocate seien folgende Daten des Strikes kurz wieder gegeben: Der Strike begann am 17. September. In 10 Tagen waren 140000 Mann ausständig. Bald nach Stellung der Forderungen wurde eine Grube nach der anderen im Anthracitgebiet geschlossen. Das Strikegebiet umfasste über 490 Quadratmeilen. Die Ursachen des Strikes lagen in der Ablehnung der Arbeiterforderungen: 10 % Lohnzulage, Beseitigung des Trucksystems, Anerkennung der Organisation und der vertragsmässigen Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen. Im Shenandoah-District und im Panther Creek Valley kam es zu Zusammenstössen mit dem Militair. Der finanziell Totalverlust wird auf 10 Millionen Dollars geschätzt, nämlich 4 Millionen Lohnausfall, 4 Millionen Schaden der Werke, 2 Millionen Schaden an Frachtausfall der Bahnen. Strikedauer 1 Monat. Dies war der grösste Strike des Jahrhunderts und endete mit einem glänzenden Siege der organisierten Arbeiter. Alle amerikanischen Gewerkschaften übermittelten der Miners Union ihre herzlichsten Glückwünsche.

Heinrich Bürger.

Genossenschaftsbewegung. (Umsatzsteuer und andere Kampfmittel gegen die Consumvereine. — Frankfurter Einkaufsvereinigung. — Stand der englischen Genossenschaftsbewegung. — Eine Genossenschaftsbroschüre von A. von Elm.) So viel man bis jetzt von den Wirkungen der Umsatzsteuer bemerkt, sind dieselben keineswegs die von den „Errettern des Mittelstandes“ erhofften. Gerade die grössten Haie verstehen es, den Netzen, die ihnen das Gesetz stellt, zu entweichen resp. sich für die ihnen auferlegten Opfer schadlos zu halten, sei es nun durch eine noch gewaltigere Steigerung des Umsatzes oder durch Abwälzung der Steuer auf andere Schultern. So berichteten die Blätter vor einiger Zeit, dass die Riesenfirma Tietz in Köln ihren Lieferanten einen Abzug von 2% Warenconto und 2% Cassaconto auferlegt hat, wodurch sie die Steuer reichlich wieder hereinbringt. Auch hat sich die Firma von dem Gesetz nicht abhalten lassen, kürzlich in Berlin ein neues riesiges Warenhaus zu eröffnen, das alle derartigen bis jetzt bestehenden Etablissements an Pracht, Grösse und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Dagegen fallen mittlere und kleinere Firmen dem Gesetze zum Opfer. So wird dem Wochenbericht aus Bayern, das ja auch seine Umsatzsteuer hat, gemeldet, dass in Passau Firmen, die einen Umsatz von 70 000 Mk. haben, mit 3700 Mk. Umsatzsteuer belastet worden sind, während in Kempten ein Warenhaus mittleren Umfanges, das 5000 Mk. Umsatzsteuer zu zahlen hatte, infolgedessen seine Zahlungen einstellen musste. In einsichtigeren Kaufmannskreisen beginnt daher bereits die Einsicht von der Zwecklosigkeit der Steuer zu dämmern. So hat sich die Chemnitzer Handelskammer mit 21 gegen 15 Stimmen gegen die Einführung einer Umsatzsteuer ausgesprochen; da sich die Concentration des Wirtschaftslebens und die Entwicklung der grossen Warenhäuser, wie dies das Beispiel des Louvre und des Bon Marché in Paris beweise, durch derartige Massnahmen nicht aufhalten lässt. Das gleiche hat die Zittauer Handelskammer gethan. — Das sind aber doch nur Ausnahmen. Im allgemeinen geht das Kesseltreiben gegen „Warenhäuser und Consumvereine“, wie man sie immer hold zusammenwirft, weiter.

Natürlich sind den Genossenschaftsfeinden auch weniger saubere Mittel recht, um den verhassten Consumvereinen zu schaden. So ist neulich — man kann wohl sagen — die ganze Bevölkerung von Leipzig aufgeregt worden durch die Machinationen

der Schutzgemeinschaft für Handel und Gewerbe unter Anführung des Bücherrevisors Grauert. Dieser Herr hat, wohl darauf rechnend, dass man aus seinem Titel die (fälschliche) Folgerung zöge, er selbst habe die Bücher der Genossenschaft gesehen, durch eine Reihe unerhörter Angriffe in der Presse, in Versammlungen, durch Flugblätter etc., das Vertrauen, das der Leipzig-Plagwitzer Consumverein bei der Bevölkerung geniesst, zu erschüttern versucht. Die Thatsache, dass der Verein Accepte bis zur Höhe von 100 000 Mk. gegeben und auf Creditorenconto 600 000 Mk. stehen hat, wurde als Beweis für eine ungesunde Finanzpolitik des Unternehmens angeführt, dabei aber verschwiegen, dass der Verein einen Jahresumsatz von über acht Millionen hat, dem gegenüber die genannten Summen als durchaus unbedenklich erscheinen müssen. Ferner wurde verschwiegen, dass den einen Wert von 3 Millionen Mark darstellenden Grundstücken, Gebäuden, Maschinen, Inventarien etc. des Vereins nur eine Hypothek von 300 000 Mk. gegenüber steht. Sodann wurde das Gerücht verbreitet, dass die Genossenschaft ebenso wie die Leipzig-Connewitzer dieses Jahr keine Dividende zahlen könne, weil ihr Vermögen beim Jahresabschluss ($\frac{1}{2}$ Jahr vor der Dividendenauszahlung!) nicht flüssig, sondern in Grundstücken etc. festgelegt gewesen sei. Gegen diese Vorgänge hat nun der Leipzig-Plagwitzer Consumverein in vier glänzend besuchten Massenversammlungen protestiert mit dem Erfolg, den natürlich stets die Aufdeckung der Wahrheit gegenüber der Verleumdung hat. Der nächste Jahresabschluss der Genossenschaft wird zeigen, wer bei der ganzen Affaire gewonnen hat und wer daher für den Spott nicht zu sorgen haben wird.

Durchaus anders, als derartigen unwürdigen Kampfweisen, muss man den Bestrebungen derjenigen Kleinhändlerkreise gegenüberstehen, die der Concurrenz der grossen Warenhäuser und Consumvereine durch Erhöhung ihrer eigenen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit zu begegnen suchen. Das Mittel hierzu glaubt man in der genossenschaftlichen Organisation zu gemeinsamem Warenbezug gefunden zu haben. Nur die Entwicklung kann zeigen, ob die Hoffnung eine trügerische ist oder nicht. Einzelne derartige Einkaufsgenossenschaften haben in der That beträchtliche Erfolge zu verzeichnen. So die Weimarer, die 1893 gegründet wurde, zur Zeit ein Personal von 38 Leuten in ihrem Centralbureau beschäftigt und 1899 einen Umsatz von 4 Mill. Mark vermittelte (bei 11 Mill.

Mark Gesamtumsatz ihrer Mitglieder). Die Leipziger Einkaufsgenossenschaft erzielte sogar einen Umsatz von 6 Millionen. Durch diese und ähnliche Erfolge ermutigt, habe sich neuerdings zahlreiche Detaillistenvereine der Rhein- und Maingegenden zu einem Verband südwestdeutscher selbständiger Kaufleute zusammengeschlossen, der in einer am 4. November stattgehabten Konferenz die Gründung von Einkaufsgenossenschaften ins Auge gefasst hat. Wie gesagt, kann gegen dieses wirtschaftliche Kampfmittel vom Standpunkt der Consumgenossenschaft füglich nichts eingewendet werden. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Und schliesslich ist jede Organisation der Distribution ein Moment der fortschrittlichen Entwicklung, die in einer planmässigen Gestaltung des gesamten Güteraustausches ausmünden muss. Warten wir also die praktischen Erfolge auch dieser Bewegung ab.

Nach dem Vorgang und bewährten Muster der sächsischen, thüringischen, braunschweigischen etc. Einkaufsvereinigungen wollen nun auch die Consumvereine von Frankfurt, Mainz und Umgegend sich zu gemeinsamem Warenbezug unter besonderer Berücksichtigung der Hamburger Grosseinkaufsgesellschaft zusammenschliessen. Eine zu diesem Zweck auf Sonntag, den 11. November, einberufene Konferenz war von ca. 30 Consumvereinen des Rhein-Maingaues besucht. Anwesend war auch der Geschäftsführer der Hamburger Grosseinkaufsgesellschaft, G. Fell, nach dessen lichtvollen, in langer genossenschaftlicher Praxis erhärteten Ausführungen die Gründung einer Einkaufsvereinigung mit dem Sitz in Frankfurt einstimmig beschlossen und eine Commission zur Ausarbeitung des Statuts betraut wurde. Dadurch wird den zahlreichen neugegründeten Genossenschaften in dieser Gegend (Frankfurt, Bonames, Offenbach, Bockenheim, — weiterhin ist auch in Mannheim kürzlich die Gründung eines Consumvereins beschlossen worden) eine der notwendigsten Vorbedingungen guten Gedeihens geschaffen.

Ueber den neuesten Stand der englischen Genossenschaftsbewegung giebt die Labour Gazette Auskunft. Die Zusammenstellung der Berichte von 1188 Consumgenossenschaften in dem Vereinigten Königthum, mit zusammen 1 576 945 Mitgliedern, zeigt für das II. Quartal von 1900 einen Umsatz von 11 892 974 Pfund, gegen 10 752 753 Pfund im gleichen Zeitraum des Vorjahres; das bedeutet eine Steigerung desselben von 10,6 %. — Die Berichte der Grosseinkaufsgesellschaften zeigen einen Vierteljahresumsatz von 5 337 161 Pfund,

gegen 4 710 676 Pfund im Vorjahre, also eine Steigerung von 13,3 %/o. Gewiss Zahlen, vor denen man Respect haben muss.

Die genossenschaftliche Propagandalitteratur hat eine weitere, dankenswerte Bereicherung erfahren. A. von Elm hat seinen am 23. Mai 1900 in Berlin gehaltenen Vortrag über die Genossenschaftsbewegung soeber in Form einer Brochüre erscheinen lassen (Verlag der Socialistischen Monatshefte zu Berlin; Preis 20 Pfg., in Partien von 100 Stück 15 Pfg., von 1000 Stück 10 Pfg.). Das Schriftchen giebt zunächst einen historischen Ueberblick über die allgemeine Genossenschaftsbewegung in Deutschland, Frankreich und England, dessen besonderer Wert in dem gut ausgewählten statistischen Material beruht, mit dem Elm den Gang der Entwicklung illustriert. Von den vier Hauptrichtungen der genossenschaftlichen Organisation zeigen zwei eine nur schwache, von zahlreichen schweren Misserfolgen begleitete Entfaltung, nämlich die zur Rettung des Handwerks empfohlenen Credit-, Rohstoff- und Magazingenossenschaften und die Arbeiterproductivgenossenschaften. Die beiden anderen Richtungen dagegen, die landwirtschaftlichen Genossenschaften und die Arbeiterconsumgenossenschaften, weisen eine ganz gewaltige Entwicklung auf. Nur da, wo die Productivgenossenschaften sich im engen Anschluss an die Consumentenorganisationen anlehnen, wie in England, haben auch sie es zu nennenswerten Erfolgen gebracht. Die Betrachtung der Gründe dieser verschiedenen Lebensbewährung führen Elm zu dem Schluss, dass der Arbeitermasse in der Organisation ihres Consums und der darauf begründeten Eigenproduction ein vortreffliches Mittel gegeben ist, um die Eroberung von wirtschaftlicher Macht in grossem Massstab zu bewerkstelligen. Das erscheint ihm aber zugleich als unumgängliche Vorbedingung zur Erreichung der socialdemokratischen Fernziele. Elm erklärt offen: „Ich glaube an keine gewaltsame Aenderung der Verhältnisse. Es gilt nicht nur, die politische Macht unseren Gegnern zu entreissen, sondern ebenso notwendig ist es, die wirtschaftliche Macht allmählich zu erobern. Ohne diese ist es ganz undenkbar, zum Ziele zu gelangen.“ — Wir wünschen dem Schriftchen weiteste Verbreitung in Arbeiterkreisen. Seine Lecture wird manche die Genossenschaftsbewegung hemmenden Vorstellungen beseitigen und einen kräftigen Impuls abgeben zu Neugründungen von Consumvereinen wie zum Zusammenschluss schon bestehender zu Einkaufs- und Productionsverbänden. Gertrud David.

Bücher.

Ch. Rappoport: La philosophie sociale de Pierre Lavroff. Paris 1900: en vente chez l'auteur, 50, boulevard Arago.

Vergangenen Winter beklagten wir den Tod des greisen Flüchtlings Peter Lawrow, des geistigen Vaters ganzer Generationen russischer Revolutionäre. Aber sein Werk ist nicht mit ihm gestorben. Im Gegenteil, erst jetzt beginnen Lawrows Schüler, durch Veröffentlichungen in den abendländischen Sprachen den Ideenschatz ihres Meisters auch für Westeuropa fruchtbar zu machen. Diesem Zwecke dient zunächst die vorliegende Schrift. Dr. Rappoport, ein Philosoph seines Zeichens, behandelt darin in aller Kürze und mit anziehender Klarheit der Darstellungsweise die geschichtsphilosophischen, ethischen und socialpolitischen Anschauungen des grossen Toten. Im Centrum steht die idealistische Geschichtsauffassung Lawrows, jene kühne und seltsame Lehre, die mit anscheinend pedantisch-nüchternen, mathematik-professorhaften Unterscheidungen zwischen „Naturforschung“ und „historischer Forschung“, zwischen „Cultur“ und „Geschichte“ einsetzt, dann aber, nachdem der schwerfällige Aufmarsch des umfangreichen Prämissenmaterials einmal vollzogen ist, den Leser mit Folgerungen von ungeahnter Wucht überfällt, um schliesslich die Stimme zu erheben zu einem zorndröhnenden Mahnruf an die denkenden Einzelmenschen aller Stände: nicht bloss in geschäftiger aber geistesträger Routine die überlieferte Cultur ihres Volkes fortzusetzen, sondern schöpferisch mitzuthun beim zeitgemässen Ausbau und Umbau der Gesellschaftsordnung, auf dass ihr Volk nicht aufhöre, eine Geschichte zu haben.

Man glaube nun ja nicht, dass der Idealist Lawrow sich den Kampf um die Verwirklichung des Socialismus friedlicher und idyllischer vorstellte, als er jeder sein muss. Er beugte sich vor der Notwendigkeit des Classenkampfes: aber es war für ihn eine schmerzliche Notwendigkeit. Er hiess revolutionäre Gewaltthaten gut, wo sie um der socialistischen Sache willen unumgänglich geboten schienen; aber er hielt es für heilige Pflicht eines socialistischen Revolutionärs, mitten in allen Schrecken eines gewalthätigen Kampfes so menschlich und milde zu bleiben, als der Kampf es irgend erlaubt. „Du bekämpfst die Principien, nicht die Menschen. Künde die Wahrheit all denen, die aus Irrtum und aus Gedankenlosigkeit nicht wider dich sind.“ Es sind deine Brüder ausgebeutet durch deine Feinde. Die einen werden schon morgen beim Schall

deiner Worteer wachen, die anderen wird die sociale Revolution erwecken. Aber alle können teilnehmen an der brüderlichen Gemeinschaft der Zukunft. Und das Leben dessen, der dein Bruder werden kann, soll dir kostbarer sein, als dein eigenes. Hoch und fest halte dein Banner. Dieses Banner soll rein bleiben. Nicht ein Tropfen unnötigen Blutes soll es besudeln. . . .“

Ich kenne einen Lawrowjünger, der in seinem Zimmer drei Photographieen nebeneinander hat: links Tolstoj, rechts Darwin, in der Mitte Peter Lawrow. Ein Mittelglied zwischen Tolstoj und Darwin — das scheint in der That die zutreffendste Charakteristik dieses eigenartigen socialistischen Denkers zu sein, der zugleich ein treuer und allzeit opferbereiter socialistischer Kämpfer war. Jedenfalls ist Grund vorhanden, der deutschen Uebersetzung von Lawrows Historischen Briefen mit einiger Spannung entgegenzusehen.

Ladislaus Gumplowicz.

Dr. Franz Oppenheimer: Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie. Darstellung und Kritik. Berlin-Bern 1901. Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften.

Es ist ein verdienstliches Unternehmen Oppenheimers, dass er das Bevölkerungsproblem neuerdings in einer Monographie bearbeitet hat, da die in den letzten Jahrzehnten fortgeschrittenen Methoden und Resultate der statistischen Untersuchungen eine ganze Menge neuen Materials geliefert haben. In diesen statistischen Nachweisen liegt jedoch nicht das wichtigste Verdienst der Schrift, sondern vielmehr in den logischen Zergliederungen der Malthusschen Lehre und dessen, was in der neueren Nationalökonomie unter Malthusianismus verstanden wird. „Wenn man bisher versucht hat, das Bevölkerungsgesetz durch Thatsachen zu widerlegen, so habe ich meine Argumente zu dem Beweise zuzuspitzen gesucht, dass das „Gesetz“ sich selbst widerlegt. Meine Schrift will sozusagen als logisches Sectionsprotokoll angesehen werden.“ (Vorwort.)

Das erste Capitel enthält eine logisch scharfe und klar geschriebene Darstellung der Malthusschen Lehre. Malthus fasste sein Gesetz als ein unüberwindbares Naturgesetz auf, das auf allen Stufen der Gesellschaft, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wirksam ist. Es ist ein sociales Naturgesetz, das ein Specialfall des allgemeinen Gesetzes der Population überhaupt darstellt, das also Pflanzen Tiere und Menschen in gleicher Weise beherrscht. Indem Oppenheimer die zahlreichen, in Einzelheiten nicht

genau übereinstimmenden Sätze Malthus' untersucht, kommt er zu folgender Fassung seiner Theorie: „Die Bevölkerung jedes vollbesetzten Landes presste bisher und presst heute noch, von zeitweiligen Erleichterungen abgesehen, auf die Dauer hart gegen ihren Nahrungsspielraum, wo nicht etwa moralische Selbstbeschränkung die Zuwachsrates in genügendem Masse verminderte oder vermindert. War oder ist das nicht der Fall, so vernichteten oder vernichten Not und Laster die überschüssende Volksmenge. Und für alle Zukunft ist gleichfalls das Verschwinden von Not und Laster nur von einer ausreichenden Wirkung der moralischen Hemmung zu erwarten.“

Im zweiten Capitel giebt der Verfasser eine Kritik der Malthusschen Lehre. In dem Buche desselben sei von einer inductiven exacten Beweisführung kaum etwas zu finden. Seine unendlichen historischen, culturhistorischen und statistischen Erörterungen seien vielmehr nur Ableitungen aus dem Princip als Beweise für das Princip. Der wichtigste Einwand, den Oppenheimer macht, ist folgender: Wenn sich ergibt, dass in der späteren Periode mehr Subsistenzmittel pro Kopf entfallen, als in der Vergangenheit, so ist damit bewiesen, dass das Princip für die Gegenwart keine Geltung hat: denn dann ist nicht zu erklären, warum jetzt nicht mehr Menschen existieren; dann ist der Nahrungsspielraum eben nicht rundvoll ausgefüllt, und dann sind vor allen Dingen Not und moralisches Elend, wenn sie noch existieren, aus anderen Ursachen zu erklären; denn der Kampf um die reichlicher gewordene Nahrung könne dann diese Erklärung nicht mehr liefern. Durch statistische Vergleiche sucht nun der Verfasser zu zeigen, dass die tägliche Durchschnittsquote der Nahrungsmittel pro Kopf der Gesamtbevölkerung in der That ganz beträchtlich gestiegen ist. Ist die Quote aber gestiegen, dann ist die Malthussche Theorie als falsch nachgewiesen und verliert in jedem Fall den Anspruch auf den Titel eines Naturgesetzes.

Es ist hier nicht der Ort, auf eine Kritik dieser „Widerlegung“ einzugehen. Ich erinnere nur daran, dass man gleiche Argumente auch gegen die Verelendungstheorie und die Lehre vom ehernen Lohngesetz vorgebracht hat, die mit dem Bevölkerungsproblem aufs engste zusammenhängen. Nach meiner Ansicht ist das Argument Oppenheimers nicht durchschlagend, da die durchschnittliche Nahrungsquote nicht nur von der Bevölkerungsmenge, sondern auch von den Culturbedürfnissen einer Periode abhängt. Mag der Lebensunterhalt der Arbeiterklasse in den

letzten fünfzig Jahren auch noch so sehr gestiegen sein, so bleibt ihre Lage im Verhältnis zur Höhe der Culturbedürfnisse doch immer eine elende. Ebenso verhält es sich mit dem Bevölkerungsproblem. Wenn heute die Nahrungsquote an Getreide und Fleisch gegenüber einer früheren Periode gewachsen ist und trotzdem diese dem „Plus“ nicht entsprechende Bevölkerungszahl existiert, so hat das seine Ursache darin, weil die Ueberlebenden ihre gewachsenen Culturbedürfnisse, so gut es geht, zu befriedigen suchen und weil eine erhöhte Forderung an die Arbeitskraft eine bessere Ernährung, als früher, notwendig verlangt. Die Erklärung liegt also thatsächlich in „dem Kampf um die reichlicher gewordene Nahrung“.

Im dritten Capitel giebt Oppenheimer eine Darstellung und Kritik des „heutigen Malthusianismus“ in den Bevölkerungstheorien der neueren Nationalökonomie, die der Malthusschen nur äusserlich ähnlich, im „Kerne aber entgegengesetzt“ sind. Er bespricht die Lehren von Roscher, Mohl, Rümelin, Wagner, Elster u. s. w.

In der Kritik derselben — im letzten Capitel — unterscheidet er einen „prophetischen Malthusianismus“ zweierlei Art, von denen die Vertreter der ersteren Art eine relative, diejenigen der letzteren für eine nähere oder ferne Zukunft eine absolute Uebervölkerung annehmen. Wie sich Oppenheimer mit ihnen auseinandersetzt, möge man im Buche selber nachlesen.

Nach Preisgabe der Malthusschen Theorie, meint Oppenheimer, rolle sich das Problem des Socialismus wieder in seiner ganzen Grösse auf. „Wenn nämlich Not, Elend und Laster in der Welt nicht bedingt sind durch ein ehernes Gesetz der Natur, das nur die Weisheit der gereiften Menschheit dereinst wird überwinden können, dann muss für Not, Elend und Laster der Vergangenheit und Gegenwart ein anderer Erklärungsgrund aufgefunden gemacht werden. Und es möchte schwer sein, diesen Erklärungsgrund in etwas anderem zu finden als in der Organisation des Staates und der Gesellschaft. Somit behielte Godwin also gegen Malthus recht.“

Ludwig Wolmann

Dr. G. Carrington: „Das Gewissen im Lichte der Geschichte, sozialistischer und christlicher Weltanschauung. Berlin-Bern 1901. Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften.“

Das Gewissen? Man tritt mit grossen Spannung an ein solches Buch heran. Desto schlimmer, wenn man es dann enttäuscht aus der Hand legen muss. Vielleicht ist ja jedes interessante Problem in der Gefahr,

dass man zu viel von seiner Bearbeitung erwartet. Aber man darf denn doch nicht soviel auf dem Titelblatte und in der Einleitung versprechen und dann so wenig halten, wie der Verfasser dieser Studie.

Tragen wir zunächst den Lichtseiten Rechnung. Carrig besitzt eine grosse Gabe, über verwickelte Dinge einfach und verständlich zu schreiben. Das ist heute, wo manch einer etwas darin sucht, übers Einfachste mystisch zu werden, sicherlich sehr wertvoll. Seinem Motto, dem Engelsschen Worte von den denkenden Arbeitern, wird das Buch auf keiner Seite untreu. Dann ist die ganze Studie ehrlich, das heisst dogmenlos. Sie sagt nicht: so ist es, wo wir in Wahrheit noch nichts wissen. Es ist nur ein Zug dieser Ehrlichkeit, dass sie den psychologischen Intellectualismus bekämpft. Denn man mag sonst über den Ton der wissenschaftlichen Debatte denken, wie man will: heute, wo die intellectualistische Gefahr wieder über die theoretische und praktische Psychologie zu kommen droht, ist es einfache Notwehr, diese Anschauung als das zu kennzeichnen, was sie eben ist: als eine Komödie. Und so kann man sich auch über Carrings Grundanschauung nur freuen: das Gewissen ist ein Gefühl, keine Vorstellung oder Idee oder sonst etwas. Schliesslich ist Carrig ein ehrlicher Enthusiast, ein Israelit, in dem kein Falsch ist. Für mich war es herzerquickend, einen Sozialisten kennen zu lernen, der mit solcher Innigkeit von Jesus spricht und sich als Christ bekennt. Man kann nur wünschen, dass seine praktischen Bemerkungen in den Kreisen der Arbeiter und noch mehr in denen der Arbeiterführer gehört würden. Sie sind nicht gerade von blitzender Originalität, aber vielleicht ist heute das Besinnen auf schlichte Wahrheiten nötiger, als das Spielen mit den blendenden Irrtümern.

Aber der Wert, der in solchen Eigenschaften liegt, wird leider durch tiefe Schatten verdunkelt. Theoretisch ist das Buch im ganzen und in den meisten Einzelheiten verfehlt. Schade, aber es ist so. Zunächst im ganzen. Einen Gedankengang, irgend etwas, was daran erinnerte, habe ich mich vergeblich bemüht zu entdecken. Carrig arbeitet viel, sehr viel mit erstens — zweitens — folglich; aber von innerer Logik ist keine Spur da. Carrig beweist nichts, gar nichts. In seinen Prämissen sind an den entscheidenden Stellen Lücken, die man schwer empfindet. Dass des Sokrates *ἀκρόνως* kein Gewissen sei, wird behauptet. Dass im Alten Testament, der Wissensbegriff völlig fehle, wird behauptet. Ueberhaupt

sind die 73 Seiten, die das Gewissen im Lichte der Geschichte zeigen sollen, in Wirklichkeit eine recht willkürliche Auslese aus der Geschichte der Philosophie. Und Geschichte der Philosophie ist doch nicht Geschichte, weiss Gott nicht. Geschichtsphilosophisch wird der Verfasser nur einmal: wo er Materialismus und Manufakturperiode vergleicht. Ich muss den Satz citieren: „Wenn ein Zeitalter den Menschen theoretisch zur Maschine erklärt und praktisch als Maschine oder Maschinenteil behandelt, so passt das entschieden zusammen.“ Das ist allerdings jenseits von Plechanow. Dass die Fäden zwischen gesellschaftlichem Sein und Bewusstsein so robuste Stricke seien, haben selbst die Ultramarxisten bis heute nicht gemeint. Und dabei hat Carrig gegen Ende seines Buches für die materialistische Gesellschaftslehre den köstlichen Ausdruck nationalökonomische Fachsimpelei gefunden! Schade, dass er durch seine eigenen geschichtsphilosophischen Erörterungen von vornherein sich eigentlich jedes Recht auf Kritik des Marxismus totschießt.

Carrings Versuch, das Wesen des Gewissens zu bestimmen, ist völlig verfehlt. „Das Gewissen beruht auf einer allgemeinen menschlichen Anlage, das Gute als gut, das Schlechte als schlecht zu empfinden.“ Ja, du lieber Himmel — „das Gute“, „das Schlechte“. So sind wir denn wieder dort angelangt, wo Ethik Metaphysik wird. Nach diesem Satze interessiert uns alles, was Carrig nun noch predigt über Ausbildung und Verbildung dieser Anlage, über Gewissensweckung durch den Socialismus und das Christentum, kaum noch. Das völkerpsychologische Material, das zur Begründung jener These herhalten muss, ist unglaublich dürftig. Damit ist es unmöglich, auch nur den seichtesten Materialismus totzuschlagen. „Angeborene Anlage — das Gute.“ Leibniz-Kant. Wenn der Schrei nach Kant, der neuerdings in socialistischen Kreisen mehrfach ertönt ist, solche Folgen weckt, dann danken wir höflichst. Wenn wir nach Comte und Spencer, Ratzel und Lamprecht im Lichte der Geschichte glücklich bis zur angeborenen Anlage, dem absolut Guten und Schlechten geraten, dann wollen wir doch lieber auf das Anstecken eines derartigen Lichtes verzichten.

Es ist hart, wenn man solche Worte von einem so gutgemeinten Buche gebrauchen muss. Schliesslich fällt ja die Hauptschuld ins Sündenregister des Materialismus. Zu allen Zeiten hat eine extreme Metaphysik eine andere, entgegengesetzte geweckt. Und der Materialismus hat die geisteswissenschaftlichen Probleme so verwirrt, dass ihre

Klärung wohl noch geraume Zeit beanspruchen wird. Aber wenn sie überhaupt kommen soll, ist es nötig, rücksichtslos jede neue Verwirrung zurückzuweisen.

Ernst Gyslow.

W. Bölsche: Das Liebesleben in der Natur. 2. Folge. Leipzig 1900; verlegt bei Eugen Diederichs.

Wilhelm Bölsche: Goethe im XX. Jahrhundert. Berlin-Bern 1901; Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften.

„Es geht ein Rauschen durch den Wald“, und wer zuhören will, der hört ein Sehnsuchtslied heraus, nach Luft und Licht und Sonnenschein. Und von allen Seiten rüttelt man an dem Bestehenden um dieser Güter willen, von unten herauf aus den ungezählten, vergewaltigten Massen kämpft man vorerst, um die materiellen Mittel, um „Menschensein zu dürfen, die Erkenntnis suchen, und nicht nur Menschen, die leben und die noch nicht die grosse Schranke überschritten, die das Tier vom Menschen trennt“. Die Wissenschaft sucht bis in die geheimsten Tiefen vorzudringen, und wenn sie vor der Urzelle halt machen muss, so schlägt sie des Geistes Brücken hinüber in die Gebiete der Philosophie, um das letzte grosse Woher zu ergründen. Und dort treffen sich die Männer der Wissenschaft wieder mit jenen, die nicht nur von Geistes wegen, sondern einfach aus dem Durst ihrer Seele heraus eine neue Weltanschauung suchen. Zu Hunderten strömen sie in allerhand neue Gemeinschaften, suchen sie in neuen Bänden Erleuchtung und Antwort auf die Fragen, die ihnen die Religion nicht mehr löst. Wie viele aber werden erkennen, dass das neue Buch von Bölsche in seiner Art eine Antwort ist, und zwar eine solche, die den Verstand befriedigt und dennoch die Seele ins Unendliche hinausführt?

Ja, wie viele werden es erkennen?

Einige Kritiken des ehrlichsten Entsetzens über den ersten Band hat Bölsche getreulich in diesem zweiten abgedruckt. Und doch trat dort nur das Tier in den Vordergrund, und seine Liebes- und Zeugungsgeschichte konnte man sich allenfalls noch anhören; wie wollte es aber einer wagen, das menschliche Liebesleben in derselben Weise darzustellen? Die Menschheit hat ja, und zwar aus einer ehemals aufrichtigen Erkenntnis heraus, das Feigenblatt erfunden und dadurch willkürlich den freien Fluss der Linien unterbrochen, die der Künstler von einem Höhepunkt idealer künstlerischer Bethätigung aus geschaffen. Die Legende lässt Adam und Eva das Schürzlein verbinden, in dem Augenblick, in dem sie sich bewusst werden, nicht mehr Tier zu sein — „bis zu der Stunde, da die stille

segnende Erkenntnis im Angesicht der ewigen silbernen Weltallsonne dieses Schürzlein lächelnd hinweghebt und spricht: ich war Tier, ich bin es nicht mehr, weshalb schäme ich mich?“ Diese Stunde ist für Bölsche gekommen, er sagt alles, was sich überhaupt im Wort ausdrücken lässt, er schämt sich dessen nicht und schickt sein Buch aus, dass es Menschen suchen solle, die sich mit ihm freuen, dass der nackte Mensch als Einzelperson, der nackte Mensch in seiner Zweifelt als „Liebesindividuum“ als Endglied einer unendlichen Entwicklungskette so herrlich dasteht, nur des Augenblickes harrend, wo er durch seine seelische Persönlichkeit alle die Fesseln gesprongt hat, die ihn an seiner Vollenwicklung hemmen.

Und gerade dieser Leib, den man hat abtöten wollen und den man in anständiger Gesellschaft nicht erwähnen darf, ist „der grosse Weise“, der uns all die Geschichten erzählt, die die Zelle in ihren tausendfältigen Gruppierungen erlebt, er ist es, der sich ohne irgend welche Function des Geistes seiner ganzen Bestimmung bewusst ist, sowohl in den einzelnen Zellengruppen, wie als Gesamtorganismus, der alte Leib und der junge Geist, aus denen sich das Leben des Menschen aufbaut! Wer aber diese Mär vom Leibe so lesen will, wie sie Bölsche geschrieben, der darf sich nicht einzelne Stellen gleich Rosinen herausklauben und sich ein Gericht nach eigenem Geschmack daraus zusammenkochen. Es werden sich viele, viele entristet gegen Bölsche wenden — und nicht etwa nur Prüde oder Heuchler — denn die Welt hat noch nicht gelernt, mit solchen Augen zu sehen, und nur wer den Grundton des Buches herausfühlt, den grossen Ernst und die Gedanken- und Gemüts-tiefe des Menschen, der vom Schauen zum Glauben und vom Glauben zu der unerschütterlichen Zuversicht gelangt ist, dass das Paradies nicht hinter uns, sondern vor uns liegt, wird ihm dankbar die Hand drücken.

Aber Bölsche thut noch Schlimmeres, in schrankenloser Ehrlichkeit verfiert er seine Ueberzeugung, dass die beiden Begriffe, die die Menschheit, nach langem ehrlichem Ringen, als die das Welträtsel umschreibenden Grundbegriffe erkannt hat, Gott und Staub, sich decken, „denn Gott ist Staub, und Staub ist Gott“. Und indem er sich aus tiefster Ueberzeugung sagt, dass kein Schöpfer des Menschen als ein für alle Ewigkeit in den von den festgesteckten Grenzen bestimmtes Wesen erschaffen hat, stehen auch alle die Schrecken, die mit dieser Vorstellung zusammenhängen, vor allem die schwere Anklage: wie könnte ein gütiger Gott es zu-

geben, dass solche Milliarden von lebensfähigen Keimen elend zu Grunde gehen, weil ihnen nicht die richtige Stätte zum Gedeihen geworden? Wie klar zeigt uns dagegen die Entwicklungslehre, wie alles so kommen musste, und wie eben nur die besten und lebensfähigsten Keime zur Fortpflanzung gelangten, immer dem einen Ziele entgegen: der höhern und höchsten Vervollkommnung. Wenn aber der schaffende Gott aus dem Weltraum genommen ist, so bleibt das gähnende, grauenhafte Nichts, das Tausende nicht anerkennen wollen, auch wenn sie schon längst den Vater im Himmel nicht mehr suchen. Bölsche sagt: Aus dem „Nichts“ kommt ihr, ins „Nichts“ geht ihr. Dieses „Nichts“ zu erklären mit dem ewigen Entwicklungsgedanken, in ihm das Ganze zu ahnen, von dem wir nur die zufälligen paar Querschnitte sehen, durch die gerade unsere Existenzphase eben durchschneidet — das ist zuletzt die wesentliche Aufgabe aller Naturerkenntnis, aller Weltanschauung“.

Wenn einerseits das Liebesleben von den einfachen Zellengebilden durch die Pflanzen- und Tierwelt — welche köstliche Sache ist die Brautfahrt der Forelle — zum Menschen hinauf auch den Mittelpunkt dieses Bandes bildet, indem immer neue und tiefer erhellende Lichter auf die im vorigen Bande behandelten Tatsachen geworfen werden, und es von Bölsche naturgemäß als der Urquell alles Seins dargestellt wird, so legt er auch andererseits das Liebesleben jeder höhern geistigen Tätigkeit zu Grunde und sucht er darin auch die Anfänge des Schönheitssinnes, wie er in der Schilderung vom Paradiesvogel mit klarer Begründung uns erklärt. Und schliesslich giebt es eben für alle diese Erscheinungen die eine Begründung: „Die Materie wird wieder einmahl Geist — weil alles Materielle in Wahrheit schon von Urbeginn an ein Geistiges ist. Nicht der Geist sinkt zur Materie herab — sondern die Materie erscheint als das Ur-Geistige.“

Oberflächlich betrachtet ist der zweite Band weniger „kurzweilig“, als der erste, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil hier nicht mehr in buntem Tanz mit tollen Seitensprüngen und übermütigem Gebahren all die Lebewesen vom Rumpelstilzchen bis zum Menschen an uns vorüberwirbeln, jedes einzelne wieder ein Steinchen oder einen Stein zu dem Bau mitbringend, den Bölsche vor unsern Augen errichten will; hier sind die Einzelercheinungen gleichsam an einem Punkt festgebannt, von welchem aus dann die Fäden des innersten Zusammenhanges hinausgesponnen werden bis zum

ersten Regen des organischen Lebens und bis in die weitesten Weiten des Geisteslebens, von der einfachen Spaltung der Zellen bis zu der heiligsten Vereinigung des Menschenannes und Menschenweibes, zu der Vereinigung, die als goldene Verheissung in der Zukunft liegt, des einen bestimmten Mannes mit dem einen bestimmten Weibe, der höchsten Verschmelzung bei der grössten individuellen Differenzierung.

Freilich hat mir eines an dem Buche leid gethan, und ich kann es mir nur durch die Erdschwere erklären, die auf uns allen lastet. Warum mussten zwei gleich grosse, gleich dicke Bände geschrieben werden? Warum nicht in monumentalem straffem Aufbau, ohne die Dringlichkeit, die Gesagtes, klar Gesagtes immer wiederholt, ein Band? — Der Künstler Bölsche kennt doch diesen Aufbau ganz genau; wer es nicht weiss oder glaubt, der lese seine kleine soeben erschienene Schrift: Goethe im XX. Jahrhundert. Gespuht hat dieser Goethe schon durch das ganze Liebesleben hindurch, nur so zeitweise auftauchend als eine Art Krystallisierung höchsten Menschthums. Wenn ihn Bölsche nun einzeln betrachtet, so ist das nicht nur die objective Würdigung eines Menschen durch einen andern, sondern es ist die jubelnde Verkündigung: Seht, welch ein Mensch, ein Evangelium in seiner Art, dass der Mensch, den sich Bölsche als Verwirklichung des Menschheitsideals gedacht, wirklich existiert hat und so kurze Zeit vor uns, dass wir ihm noch die Hand reichen können. Von diesem Menschen aus, der in einer minder verstandklaren Zeit schon zu Lebzeiten mit mystischen Elementen bekleidet worden wäre, — „er bedeutet ein Stück Selbstbesinnen der Menschheit, eine Station in diesem Sichbesinnen“ — geht als Lebensstrom für die ganze Culturmenschheit das Suchen nach der Einheitlichkeit der Welt „in der ewigen Stete der Entwicklung, in der sich das Weltwesen dahin bewegt“ aus. — Nein, man darf da nicht auseinanderreissen, man darf da nicht versuchen, einzelne Gedanken loszulösen, man muss mit Bölsche gehen durch den heiligen Hain zur Insel der Seligen. Sollte der Mensch, der diese Arbeit über Goethe geschrieben, wirklich im Stande sein; im Liebesleben etwas zu sagen, worüber ein Herr X. oder ein Fräulein Y. „erröten“ müsste?

Ida Häny-Lux.
Hans Ostwald: Vagabonden. Berlin 1900; Verlag Bruno und Paul Cassirer.

An dem vorliegenden Buche lernen wir wieder einmal, dass ein Schriftsteller, der guten und hilfreichen Herzens dem stürmischen Verlangen der Zeit nachgiebt, sich

einen social und moralisch wertvollen Stoff erwähnt und auch als ein begabter Beobachter „die inneren Verrichtungen der Eingeweide“ des Staates und der Natur „herauskehrt“, dennoch seiner Zeit nicht genug thun wird, wenn er nur Beobachter, nicht auch ein Dichter ist. Natürlich gilt das Gesagte nicht für die Wissenschaft, diese aber bleibt hier ausser Betracht.

In 64 Briefen eines seinem Vater entlaufenen Kaufmannssohnes, welcher unter die wandernden Handwerksburschen gelangt, wird von dem Leben dieser Ausgestossenen erzählt. Unendliches Elend, Schmutz und Lasten in Fülle, krankhafte Verworfenheit und kaum hier und da ein anmutendes Licht, das sind die Züge dieses Nachtbildes. Und dennoch: wir schliessen das Buch, um es bald zu vergessen, es erhöht nicht unsere Menschenliebe, erschüttert nicht unser Gewissen, während es doch seinem Gegenstande nach uns zerreißen und selbst den Sattesten der Satten, dem kaum jemals an seiner bürgerlichen Gottähnlichkeit bange wurde, nachhaltig empören müsste. Wir empfinden, wenn wir gutmütig sind, mit dem gehetzten Wild: bei Ostwald ein flüchtiges Mitleid; weil wir nie und nirgends den Zusammenhang des schmutzigen Ausschnittes mit einem Ganzen, dem wir selbst angehören, dem der Natur des Menschen oder dem der Gesellschaft und des Staates, zu fühlen bekommen, kann eine tiefere Erregung nicht eintreten.

Was hätte ein berufener Poet hier nicht vermocht! Wie hätte er uns das Symbolische dieses Schmutzes fühlen lassen, sein notwendiges Erfolgen aus einem Ganzen und zugleich des Ganzen und seiner Teile tragische Unzulänglichkeit! Dann auch würden wir in dem gehetzten Wild unseren Bruder erkennen, welchen der Wille (d. i. das Schicksal) einer Welt verfolgt, und unser Mitleid wäre nicht geschenkt, sondern verdient. Hinter einem Gendarmen, einem Staatsanwalt, einem Bürgermeister, einem Herbergsvater, da türmt sich ein Etwas, das Ostwald uns hätte sehen lassen müssen. Seine realistische Begabung ist von geringem Temperamente befruchtet, und sie versagt in ihrer Trockenheit. Sie giebt kaum mehr, als eine akademische Aufzeichnung von Einzelheiten.

Ob der Autor selbst diese Schwäche wohl fühlte und unnötigerweise glaubte, sie verbergen zu müssen? Fast will es so scheinen, denn er bekundet ein allzu lebhaftes Streben nach Effect, in welchem er leider, allen kritischen Bedenken entrückt, wiederholt nach Figuren und Scenen griff,

die nicht mehr typisch, sondern Schablonen sind und sich in nichts von der Caricatur unterscheiden. In einem Buche, dessen Grundlage und Grundtöne realistisch sind, wirken derartige Behelfe geradezu niederdrückend. Der Realist müsste uns diese Enttäuschung doch ersparen, denn wie sollen wir, wenn er das nicht thut, den rührseligen „Alten“ gegenüber treten? — Ein berühmter Prediger, welcher an der Marmortreppe seines Hauses den Bettler stehen lässt und in der Equipage zu Kroll zum Wohlthätigkeitsfest davonrollt, ein nach gleichartigem Recept gefertigter verkommener Schauspieler, ein dito Student, dito Cavalierleutnant, ein direct auf Krafft-Ebing hinweisender Fall sexueller Psychopathie und das Zerrbild einer Gerichtssitzung, das sind schlimme Missgriffe.

Sieht man aber von solchen fehlerhaften Teilen und von dem nun einmal gegebenen Mangel an Grösse des Ganzen ab, so hat das Buch seine Verdienste, die weder verschwiegen noch geschmäleret werden dürfen.

Wir erkennen gerne den Beobachter an, der immerhin noch eine grosse Zahl oft sehr verschiedener und charakteristisch sich von einander abhebender, dennoch gleich elender Existenzen wirklich gesehen, gut erfasst und in ihrer ganzen abschreckenden Nacktheit mutig an das Licht des Tages geführt hat. Dieses jämmerliche Milieu einmal gezeigt zu haben — ganz gleich, wie — das ist an und für sich ein Verdienst, eine originelle, vielleicht eine anregende That eines zeitgemässen Menschen. Und schon für die einfache Aufzählung social interessanten Materials sind wir dankbar. Stellenweise fesselt der Einblick in den Kreis, der in seiner Verkommenheit sich so zünftig geberdet, seine ihm eigentümliche Sprache und eine Art von Technik aufzuweisen hat. Manche Einzelheiten tragen den Stempel mittelens- und wissenswerter Lebensformen und Lebensfrüchte, und über sie streift wohl hier und da schwach und flüchtig jener Schimmer hinweg, welcher, festgehalten und vertieft, als poetisches Feuer unser Gemüt hätte erwärmen müssen.

Ostwalds Buch wäre als ein dichterisches oder als ein wissenschaftliches eine gewichtige, direct und tief wirkende That gewesen, denn in letzterem Falle könnten wir uns mit ausgedehnterem Vertrauen um Bereicherung unseres Wissens ihm zuwenden. Aber indem es nicht mehr und nicht weniger ist, als eine originelle publicistische That, so ist es doch gewiss als solche zugleich eine sympathische.

Franz Lindheimer.